1,60 DM / Band 94
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen

Ryder Delgado

Brutstätte des Bösen

Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 80



Brutstätte des Bösen

Damona King Nr. 94

von Martin Eisele

erschienen am 20.09.1982

Titelbild von Becker

Brutstätte des Bösen

In einem kleinen, nur spärlich möblierten Turmzimmer von Kings Castle hängt ein geheimnisvoller Zauberspiegel! Die mattschwarze Fläche ist staubverklebt, von dem verschnörkelten Goldrahmen blättert die Farbe, aber noch immer strömt eine Aura von schlummernder Macht aus den unwirklichen Hefen empor und erfüllt den Raum. Vor Jahren hatte dieser Spiegel Damona King die unmittelbare Zukunft gezeigt, wenn sie mit dem Blocksberg-Juwel das Sonnenlicht in einem Winkel von fünfundvierzig Grad darauf gelenkt hatte. Damals war ihr der Spiegel im Kampf gegen die Dämonen eine wertvolle Hilfe gewesen. Doch die Zeit war vergangen, Damona hatte das Juwel während der Jagd auf den Alptraum-Bringer verloren. Jetzt barg der Zauberspiegel Gefahr, und niemand ahnte dies… In dem matten Schwarz des Glases entstand eine kräuselnde, jähe Bewegung! Bizarre, drohende Schatten tanzten zitternd über frostigen Abgründen, und ein riesiger, saugnapfbesetzter Tentakel, schwarz und haarig, tastete gierig suchend aus der Spiegelfläche heraus und in den Raum hinein.

»Tu die verdammte Axt weg, Mickie!« keuchte Alan Trevor mit angstverzerrtem Gesicht und wischte sich fahrig den Regen von den Augen. Seine Blicke aber blieben starr auf die schartige Klinge der kurzstieligen Waffe gerichtet, die Mickie Parsons entschlossen zum Schlag erhoben in der Faust hielt. »Du – du bringst mich jetzt doch nicht um, oder? Ich habe dir doch gesagt, daß es mir leid tut, Mann! Bestimmt machst du bloß einen Scherz, oder -?«

Mickie versetzte ihm einen Stoß, der ihn weiter über das nasse, glitschige Deck des Frachters Silver Arrow taumeln ließ, und folgte ihm gemächlich. Alan konnte ihm nicht entkommen. Nicht hier, nicht in dieser teuflischen Nacht.

»Mickie!« gellte Alans verzweifelter Schrei in Sturm und Regen und Meeresbrandung.

Mickie lächelte böse, ein Lächeln, das nur seine schmalen Lippen verzog, jedoch die dicht beisammenstehenden Augen nie erreichte.

Kalt glitzerte es darin, als ein Blitzschlag die Finsternis über dem wogenden Meer spaltete, das schäbige, unordentliche Deck des alten, rostigen Frachters mit blendender Helligkeit überschüttete und auch die beiden Männer für Sekundenbruchteile deutlich sichtbar werden ließ.

Alan Trevor blickte sich wieder um, während er mit haltsuchend ausgestreckten Händen weitertaumelte. Er übersah eine Taurolle und stolperte, krachte hart nieder, wobei sein Kopf nach vorn schlenkerte und auf den schmierigen Boden niederrammte.

»Hör auf, Mickie! Ich bitte dich bei allem, was dir heilig ist! Hör auf…«, stöhnte der Seemann, blieb liegen und schluchzte vor Angst, daß sein ganzer Körper zuckte und bebte.

»Steh auf!« fauchte Mickie nur.

Und Alan Trevor gehorchte, sein Schluchzen verstummte, das Zittern blieb. Er machte eine flehende Geste.

Aber Mickie kannte keine Gnade. Er war innerlich ganz kalt. Sein Plan stand fest. Schon seit drei Wochen. In dieser Nacht würde er ihn ausführen – erbarmungslos, kaltblütig. Dies war die Nacht seiner Rache.

»Laß dich überraschen, Alan. Mal sehen, vielleicht mache ich tatsächlich bloß Spaß…« Mickie Parsons ließ die Hand mit der Axt langsam hin und her pendeln. »Du magst Überraschungen doch, nicht wahr? So hast du es doch auch mir gegenüber gehalten. Frag nicht, wie überrascht ich war, als mir meine Frau vor drei Wochen klar gemacht hat, daß sie ein Kind von dir erwartet!« Die letzten Worte spie der untersetzte, stämmige Seemann voller Haß hervor, seine Halsschlagader pumpte wie verrückt, sein tonnenförmiger, muskelbepackter Oberkörper hob und senkte sich, das nasse Unterhemd klebte ihm am Leib.

Alan Trevor schüttelte den Kopf. »Du bist verrückt geworden!«
»Verrückt vor Haß – vielleicht. Und jetzt weiter mit dir, du verdammte Ratte.« Abermals schlug er zu. Alan schrie unterdrückt. Er würgte, setzte sich jedoch wieder in Bewegung.
»Du – du willst mich über Bord schmeißen! Mickie…«
»Noch nicht, Freundchen. Los, die Treppe runter. In den Laderaum!«
Alan Trevor atmete jetzt sogar auf. Deutlich sah es Mickie und freute sich diabolisch. Alan Trevor versuchte auch keine Tricks, sondern stiefelte gehorsam auf die Treppe zu. Sein Glück, dachte Mickie grimmig, wobei er geschmeidig zu seinem ehemaligen Freund aufschloß.
Der Haß nagte wie eine reißende Ratte in seinen Eingeweiden.
Sollte Alan ruhig glauben, er wolle ihm nur Angst einjagen. Sollte er nur darauf vertrauen, daß der gute, alte Kumpel Mickie zu so etwas nicht fähig war. So machte er wenigstens keine Scherereien, solange sie noch an Deck waren. Ein Kampf hier oben hätte zumindest einen ungewissen Ausgang bringen können. Alan war zwar ein Hasenfuß, aber wenn man ihn reizte, dann schlug er wie ein Berserker um sich.
Er war fast so groß wie Mickie, ebenfalls stämmig, muskulös. Der kantige Schädel saß auf einem breiten Stiernacken. Das Gesicht war derb, die Augen blaßblau. Eine Narbe zog sich über Alans Stirn, die die blonden Stoppelhaare nicht bedeckten. Was Mary bloß an diesem Typen gefallen hat! durchzuckte es Mickie.
»Wenn du mich verprügeln willst, Mickie, dann ist das okay«, sagte Alan, als er die Luke aufschloß und anhob. Ein Knarren entstand.
Wütender peitschte der Regen vom schwarzen, wolkenverhangenen Nachthimmel. Große Brecherwellen klatschten gegen die Schiffswände und ließen den rostigen Kahn auf der Gischt tanzen. »Ich werde mich nicht wehren. Ich sehe ja ein, daß du sauer bist. Verprügle mich, und danach sind wir quitt.«
»Los! Runter!«
Alan Trevor nickte, schwang sich über den schwarz gähnenden Schacht der Frachtluke und kletterte die Sprossen der senkrecht hinunterführenden Leiter abwärts. Mickie steckte sich die Axt hinter den Gürtel, dann folgte er dem Freund. Die Luke schloß er über sich. Dunkelheit herrschte. Unter ihm waren die Schritte Alans zu hören. Noch weiter unten das hastige Trippeln von Rattenfüßen, ein Fiepen. Das Klatschen der Wellen, die gegen die Bordwände tosten, war hier drinnen sogar noch lauter. Eine Höllenmelodie für ein Höllenvorhaben.
Die richtige Begleitmusik für einen Mord!
Alan Trevor versuchte wirklich keine Tricks, obgleich er jetzt, in der Finsternis, immerhin eine gewisse Chance gehabt hätte. Mickie grinste in sich hinein. Er merkte sich genau, wohin sich Alans Schritte

entfernten, nachdem er den Boden erreicht hatte. Rechts. Wachsam schwang sich Mickie von der Sprossenleiter, wirbelte nach links weg. Es erfolgte kein Angriff von Alan.

Dann hatte Mickie Parsons die Windlampe entzündet, ein unruhiges, nicht allzu helles Flackern zirkelte eine spärliche Lichtinsel aus der Finsternis. Alans Gesicht war käsig bleich, die Augen wirkten wie aufgedunsen. Hinter Alan Trevor ragten die Ladestücke auf: gewaltige Kisten, mannshoch, mit Latten vernagelt und zusätzlich auch noch vertäut, damit sie bei hohem Seegang nicht verrutschten und möglicherweise zu Bruch gingen. Mickie hatte keine Ahnung, was da transportiert wurde, das ging ihn nichts an. Kapitän Godfrey duldete auch nicht, daß man ihm hinterherschnüffelte. Das hier war sein Seelenhändler, die Leute hatten zu kuschen und keine Fragen zu stellen.

Er starrte Alan Trevor an. Kalt war sein Blick. Langsam zog er die Axt aus dem Gürtel, hielt sie in der rechten Hand, umklammerte den abgenutzten, glatten Stiel, bis die Knöchel ganz weiß hervortraten.

»Zuerst kommt dein linker Arm dran, Alan…« flüsterte Mickie Parsons mit einem gemeinen, wölfischen Grinsen, während sich Alan Trevors Augen weiteten, denn jetzt kapierte er, daß dies keine Prügelstrafe werden sollte, sondern eine kaltblütige Hinrichtung!

***

In diesem Augenblick sah er aus wie Mr. Hyde!

Mickie Parsons Gesicht glühte, wirkte verschwollen, als sei es mit brutalen Fausthieben traktiert worden. Die Augen waren weit aufgerissen, daß die Pupillen geisterhaft weiß schimmerten, wobei die Iris stecknadelkopfklein waren. Mickie wurde von seinem fanatischen Haß zerfressen, und das signalisierte sein Äußeres.

Der macht es wirklich! schoß es Alan Trevor durch den Sinn, seine Gedanken wirbelten um diese eine grausige Feststellung, forschten gehetzt nach einem Ausweg.

Gab es überhaupt noch einen Ausweg?

Mickie hob die Hand mit der Axt. Alan Trevor starrte auf die bleigraue, unregelmäßig gezackte Schneide. Ziemlich stumpf, aber sie würde genügen, um ihn zu erledigen.

Alan Trevor war noch immer wie benommen von der Erkenntnis, daß ihn sein einstiger Freund und Saufkumpan mancher Nächte töten wollte. Aber noch bevor er wieder einen klaren Gedanken fassen konnte, wich er zurück, machte einen zögernden, tastenden, unsicheren Schritt nach hinten.

Mickies Grinsen wurde breiter, ein schwarzer Spalt in dem angespannten, verzerrt, verdreht wirkenden Gesicht. Die Zähne waren stummelartig, Nässe schillerte darauf. Speichel. Mickie schluckte. Er

redete jetzt nichts mehr. Offenbar glaubte er, daß alles gesagt und klar war.

Er wollte ihn töten.

Hier und jetzt. Und dann würde er ihn wahrscheinlich über Bord werfen… Aber nein, halt. Blödsinn. Weshalb hätte er ihn dann in den Laderaum herunterkommandieren sollen? Das ergab doch keinen Sinn …

Mickie Parsons schlug zu! Die Axt fuhr blitzend durch die muffige Luft. Direkt auf Alan Trevor zu. Er schrie und hechtete nach links weg. Mickie stieß ein wütendes Grunzen aus. Alan sah, daß der massige, kräftige Körper des Freundes – des Ex-Freundes – von der Wucht des Schlages vorwärtsgerissen wurde. Mickie taumelte, fing sich, wirbelte herum. Alan war bereits an der Steigleiter nach oben.

Raus! Er mußte aus dieser düsteren Todesfalle herauskommen! Er mußte an Deck gelangen, schreien… Die Kameraden alarmieren …

Dem Kapitän klarmachen, daß Mickie den Verstand verloren hatte!

Zwei Sprossen raste er förmlich hinauf!

Weiter kam er nicht mehr. Seine Rechte griff gerade fahrig nach der dritten Quersprosse, als er den eisenharten Griff an seinem linken Knöchel spürte. Mickie kicherte unter ihm. Siedendheißer Schmerz durchraste Alans Knöchel. Mickie hatte dagegengeschlagen. Mit der stumpfen Axtklinge. Ein Ruck. Alan Trevor verlor den Halt, drehte sich halb in der Luft, während er in die Düsternis des Laderaums zurückstürzte.

Irgendwo dort mußte Mickie auf ihn lauern, bereit, ihn zu verstümmeln und dann zu töten.

Alans Arme und Beine schlenkerten irr durcheinander, als er, wie von einem Titanen niedergeworfen, auf den dreckigen, schmierigen Boden knallte. Sein Kopf dröhnte. Der Aufprall mit der Stirn war hart, raubte Alan schier die Besinnung, es war lediglich Instinkt, was ihn wegkriechen ließ.

Mickie war irgendwo über ihm, stand aufrecht, spie haßerfüllte Worte aus.

Wann schlug er wieder zu? Wann würde ihn der erste Hieb mit der schartigen Klinge treffen?

»Mein Gott!« keuchte Alan Trevor, wälzte sich herum, riß den Kopf in den Nacken, um zu seinem Mörder aufzusehen. Mickie ging gemächlich neben ihm her. Diese Sache gefiel ihm. Das war die Art von Rache, die er sich seit Tagen ausgemalt haben mußte. Dieser Teufel! Er befeuchtete seine Lippen mit der Zunge. Die Hand, die die Axt hielt, schlenkerte lässig an seinem Körper herunter.

»Kriech nur, du Schleimer!« krächzte Mickie Parsons. »Versuche, irgendwo ein Versteck zu finden. Vielleicht gelingt dir das ja. Vielleicht kann ich dann mein Vorhaben nicht wahr machen, vielleicht

bleibst du dann in einem Stück!«

War die kurze, heftige Leidenschaft mit Mary Parsons das wert?

Daß ihn Mickie jetzt so grausam fertigmachte? Es war keine große Liebe gewesen, weder auf ihrer, noch auf seiner Seite. Mehr ein gegenseitiges Ausflippen. Sie hatte schon lange genug von Mickie, von seiner Trinkerei, seinen Weibergeschichten. Und er? Gott, er hatte Mary schon immer reizvoll gefunden, hatte aber auch immer auf Mickie Rücksicht genommen. Irgendwann war es dann doch passiert. Sie hatte das Kind gewollt, nicht den Vater, Ihm hatte sie den Laufpaß gegeben, und genauso wolle sie es mit Mickie halten. Wenigstens hatte sie ihm das beim Abschied gesagt. Sie sei ein freier Mensch. Sie habe viel dazugelernt. Sie wollte allein sein – mit dem Kind.

Das würde sie jetzt wohl zwangsläufig, denn Mickie würde ihn umbringen und dann in den Knast wandern.

»Laß uns doch vernünftig miteinander reden, Mickie«, versuchte es Alan ein letztes Mal, obgleich er wußte: Es war sinnlos. »Mit Mary ist es aus. Ich habe sie doch schon Monate nicht mehr gesehen. Nicht mal das Kind werde ich sehen dürfen, und…«

Es hatte wirklich keinen Sinn. Mickies Waffenhand hob sich. Nicht langsam, sondern in einem wilden Ruck. Alan stieß sich ab, rollte über den stinkenden Boden. Die Planken tanzen jetzt förmlich unter ihm, während er sich überschlug. Aber das kam nicht nur davon, daß er in Panik war, sondern auch vom hohen Wellengang, der den alten Frachter hin und her warf. Es dröhnte im Laderaum, wenn die wuchtigen Brecher dagegenhieben. Es rauschte, irgendwo knirschte ein feuchtes Seil auf Holz, ganz nahe tappten Mickies Füße, ging stoßweise sein Atem.

Alan Trevor richtete sich auf. Ihm war schwindelig und schlecht.

Der Sturz von der Leiter machte ihm schwer zu schaffen, aber jetzt mußte er das überwinden. Mickie kam. Noch drei Yards war er weg.

Höchstens. Sein Schatten kroch über den Boden. Drohend. Die Lampe, die er angezündet hatte, stand in seinem Rücken, umflirrte mit ihrer Helligkeit seine schwarze Gestalt.

Das Betteln war vorbei. Keine Panik mehr. Alan Trevor hatte auch keine Angst mehr. Und ebenso war auch das Mitleid, ja, sogar das Mitgefühl für den Freund verschwunden. Er hatte ihm Hörner aufgesetzt. Das tat ihm leid. Er hatte dafür bestraft werden wollen. Mit Prügeln. Er hätte sie eingesteckt, und er hätte nicht geklagt. Danach, so hätte er gehofft, wären Mickie und er wieder Freunde.

Das alles war jetzt wie von Säure zerfressen. Nichts mehr war davon übrig. Mickie wollte ihn töten, und er wollte sich nicht töten lassen. Er würde kämpfen.

Jetzt!

Alan spürte das rissige Holz der großen Kisten hinter sich. Seine

Linke tastete darüber, während sich die Rechte zur Faust ballte.

Mickie war siegessicher. Er sah in ihm nur den Feigling, der bisher um sein Leben gebettelt hatte. Er unterschätzte ihn. Mickie kapierte nicht, daß er bisher nicht aus Angst – nicht nur aus Angst – sich zurückgehalten hatte. Er hatte dem Freund nicht wehtun wollen, denn übel genug mitgespielt hatte er ihm ja schon. Er hatte es nicht noch schlimmer machen wollen. Nein, das verstand Mickie nicht.

Alan war schnell, sehr schnell. Er stieß sich ab, sah Mickies Axthieb kommen, hörte sogar das dünne, tödliche Pfeifen, mit dem die Klinge durch die Luft schnitt. Alan war selbst überrascht, daß auch dieser Schlag nicht traf. Er tauchte irgendwie darunter weg, seine Rechte kam wuchtig wie ein Dampfhammer hoch, Muskeln spielten, verschwitzte, salzigklebrige Haut spannte sich an. Mickies Schädel wurde von dem Schlag, der das Kinn voll traf, in den Nacken gerissen. Mit ausgebreiteten Armen flog er zurück. Es setzte ihn auf den Hintern, riß ihn halb herum. Aber die Axt ließ er nicht los. Mickie atmete gepreßt, sein Mund öffnete und schloß sich wie in Kaubewegungen. Alan ging auf den Ex-Freund zu. Und überlegte sich: Sollte er ihn zusammenschlagen? Er wußte, das wäre das Beste, denn solange Mickie noch die Waffe hatte…

Mickie wartete nicht so lange. Sein linker Fuß kam hoch. Ein gemeiner Tritt. Alan sprang zurück. Die Beinschere Mickies schnappte ins Leere. Aber Mickie stieß sich ab, richtete sich auf. Sie standen sich gegenüber. Zwei große, starke Männer, hart im Nehmen und im Austeilen. Das Leben auf dem Seelenhändler von Kapitän Godfrey härtete verdammt ab. Von Seemannsromantik keine Spur. Mickie schlug ansatzlos zu. Alan war auf der Hut. Seine Linke parierte den Hieb, knallte gegen Mickies Unterarm. Mickie brüllte. Im Zeitlupentempo öffneten sich seine Finger. Die Axt entglitt ihnen…

Nein! Mickie packte nach, riß die Waffe mit derselben Bewegung nach unten. Der Schlag, mit dem Alan Trevor schon nicht mehr gerechnet hatte, explodierte an seiner Stirn.

Zuerst war da kein Schmerz, nichts, überhaupt nichts. Nicht einmal Blut.

Er konnte sogar noch einmal zuschlagen. Schwach. Schlaff. Mickie krümmte sich trotzdem zusammen. Er trat nach ihm. Mickie tänzelte weg. Er lachte höhnisch, und da begriff Alan Trevor erst, daß er es war, der wegtänzelte. Nach hinten. Er fuchtelte mit den Händen herum, glaubte, keine Arme mehr daran zu haben. Geisterhände, die in einem geisterhaft schwarzen Raum herumtasteten, Halt suchten, wo es keinen Halt gab.

Dann war wieder die gewaltige Holzkiste hinter ihm, er prallte dagegen, hörte seinen Herzschlag im Schädel dröhnen. Und jetzt war Nässe da. Blut. In dicken Tropfen floß es aus der Wunde an seinem

Schädel herunter, in die Augen. Ein Schleier. Es kam ihm vor, als bewege er sich in einem höllisch heißen Wind.

Mickie war da, die Axtklinge blinkte im matten Licht.

»Dein Arm zuerst, ich hab's dir vorhin gesagt. Du wirst noch verteufelt lange leben, Alan!«

Die Worte eines Wahnsinnigen, eines Sadisten, eines Teufels! Der Schlag kam. Alan sackte in sich zusammen, denn alle Kraft war aus seinem Körper abgesaugt. Er hatte es probiert, er hatte Mickie die Stirn geboten… Über ihm fraß sich die Klinge mit einem reißenden Knirschen ins Holz der Kiste.

Ein kreischender Schrei gellte, aber Alan Trevor wußte ganz bestimmt, daß er nicht geschrien hatte, und es hatte sich auch nicht nach Mickies Stimme angehört.

Wer hatte geschrien?

Mickie war wie erstarrt, er stand da, hielt die Axt, deren Klinge sich tief ins Holz gefressen hatte. Der Schlag, der die Klinge so hineingetrieben hatte, war mörderisch gewesen. Mit einer Kraft geführt, wie sie nur Wahnsinnige aufbringen können. Oder Fanatiker.

Alan kroch weg. Blutstropfen platzten vor ihm auf dem Boden.

Eine Waffe! Ich brauche eine Waffe, bevor Mickie wieder klar ist! rasten die Gedanken in seinem Schädel. Umnebelte Gedanken, wie ausgefranste Schmetterlingsflügel. Flucht war sinnlos. Er kam die Leiter nicht schnell genug hinauf.

Hinter ihm ein verbitterter Fluch. Alan drehte den Kopf. Es knackte und knirschte in seinem Hals. Die Muskeln waren wie festgeklebt.

Knochen schien auf Knochen zu mahlen. Er war verkrampft. So kam er nie lebend aus dieser Sache raus. Aber sein Verstand war noch da, er war noch nicht tot. Der Schlag am Kopf war nicht tödlich gewesen. Das Begreifen dauerte seine Zeit.

Mickie fluchte wieder. Er riß und zerrte an der Axt. Ein Kistenbrett löste sich langsam. Knirschend. Quietschend. Die mehrere Zoll dicke Latte wölbte sich. Mickie stemmte sich dagegen, schien ihn ganz vergessen zu haben. Nur die Kiste existierte.

Mit einem knallenden Bersten brach das Brett. Mickie bekam seine Axt frei, fuhr herum. Und erstarrte wieder. Langsam drehte er sich zurück, starrte den Riß im Brett an. Die untere Hälfte der Latte war herausgeknickt, gab einen düsteren Spalt frei, während die obere Hälfte wieder zurückgefedert war.

Aus dem Spalt heraus war ein Hecheln zu hören!

Was wurde in der Kiste transportiert?

Alan Trevor war das herzlich gleichgültig. Er packte den Ladehaken, riß ihn vom Boden hoch. Diese Waffe konnte sich durchaus sehen lassen. Ein gefährliches Ding aus Stahl, mit zwei nadelspitzen Enden. Damit zogen die Ladeschieber die großen und kleinen Kisten in die

richtige Position.
Mickie wandte sich ab. Er zögerte. Zum ersten Mal seit Minuten war sein Gesicht wieder normal. Der Haß war verschwunden. Als er Alan Trevor auf sich zuwanken sah, die Waffe in der Hand, entschlossen, nicht mehr länger nur einzustecken, schluckte er. Sein großer Kehlkopf tanzte. In seinen Augen erschien abermals ein Funke, der Gefährlichkeit signalisierte.
Dann verglomm dieser Funke. Mickie hob seine Linke. »Hast du das gehört, Alan?« fragte er.
»Ist das jetzt ein neuer verdammter Trick von dir?«
»Nein. – Ich meine… dieses gierige Hecheln. Als ob da drin eine riesige Ratte sitzen würde … Das – das war von keinem normalen Vieh.«
Alan Trevor blieb vorsichtig. Die Axt in Mickies Hand zitterte leicht.
»Hast du vergessen, daß du mich gerade noch umbringen wolltest?« fragte Alan spöttisch. »Hast du das wirklich vergessen?«
»Bestimmt nicht!«
Und damit sprang Mickie, den Mund zu einem stummen Schrei aufgerissen, die Augen verdreht, wie schielend, die Axt hoch hinaufgerissen, und jetzt flog die Hand mit der Axt herunter… Die beiden Männer prallten gegeneinander. Mickie schrie jetzt. Alan schlug ebenfalls zu, sah auch, wie sich die Spitze seiner Hakenwaffe in Mickies Handrücken rammte. Mickies Axt traf ihn irgendwo an der Schulter, ein Kratzer, er tat nicht einmal weh. Alan ließ den Haken fallen. Schlug eisern zu. Beinhart. Dem konnte Mickie nichts mehr entgegensetzen. Er flog buchstäblich zurück, seine Arme wirbelten, seine Beine führten einen lächerlichen, zuckenden Tanz auf, während sie den schlaff werdenden Körper aufrecht zu halten versuchten. Keuchend stand Alan Trevor da, mit hängenden Schultern. Mickie krachte gegen die Kiste, die er vorhin aufgefetzt hatte. Der so schwer erscheinende Koloß wankte. Die Kiste, die darauf gestapelt war, kippte. Allerdings nicht auf Mickie herunter, sondern seitlich weg.
Im nächsten Sekundenbruchteil war die Luft von reißenden, berstenden Geräuschen erfüllt. Staub flog hoch, mischte sich mit der Feuchtigkeit und den schweißigen Ausdünstungen der kämpfenden Männer. Die Welt wackelte. Wieder hämmerte ein Brecher von außen gegen den Rostkahn, ließ ihn schlingern und herumwirbeln.
Alan torkelte weg, wollte zur Sprossenleiter, hörte Mickie stöhnen – und dann entsetzt schreien.
Wieder erklangen reißende, fetzende Geräusche! Das konnte doch nicht mehr von dem Sturz der Ladung kommen! Außerdem – die Kisten waren doch gut vertäut gewesen…
Alan zuckte herum. Die Helligkeit von der Lampe reichte nicht allzu weit, jedoch weit genug, daß die letzten fahlgelben Ausläufer bis zu

der Stelle hinleckten, an der die Kiste aufgerissen war.

Ein riesiger schwarzer, haariger Tentakel fetzte durch den bereits vorhandenen Spalt, packte die obere Hälfte des gelockerten Bretts, riß es mühelos frei, schleuderte es davon. Wie an unsichtbaren Fäden segelte das Trümmerstück durch die Luft. Knallte irgendwo gegen, fiel zu Boden. Alan Trevor begriff nicht, was er sah. Sein Atem jagte. Sein Herz schlug wie irr, während der Tentakel das Loch vergrößerte. Rasend schnell. Wie irr. Das Hecheln war jetzt laut – was Alan erst jetzt bemerkte. Es erfüllte den Baderaum. Gierig. Erregt.

Blutrünstig!

Das rasselnde Hecheln einer Bestie!

Gespannt, gefangen von Neugier und Entsetzen und Grauen – und hin- und hergerissen zwischen dem Impuls, Hals über Kopf zu fliehen oder Mickie hochzuhelfen, ihn trotz allem mitzunehmen – starrte Alan auf den Tentakel.

Das zweite Brett wurde weggewischt, die dicken, langen Zimmermannsnägel, mit denen die Kiste zusammengezimmert worden war, lösten sich mühelos. Irrsinnige Kräfte mußte das Ding haben!

Dann war das Loch groß genug. Mickie kreischte, denn er lag nahe genug, so daß als erster hineinsehen konnte. Wie von Furien gehetzt, krabbelte er los, seine rechte Hand konnte er nicht benutzen, sie war blutbesudelt.

Der Tentakel wütete. Holz splitterte, knirschte, zerfaserte, flog weg. Mickie war halb aufgerichtet. »Alan!« ächzte er. »Alan, hilf mir. Bitte! Hilf mir…«

Das aber konnte Alan nicht. Er war scheinbar am Boden festgenagelt. Er konnte sich nicht bewegen. Das Grauen schlug über ihm zusammen wie eiskaltes Wasser. Luftperlen wirbelten um ihn. Fassungsloses, namenloses Entsetzen ächtete empor, ließ ihn wie am Spieß schreien. Zuviel passierte in dieser Nacht.

Er hatte geglaubt, gerettet zu sein, nachdem er Mickie ausgeknockt hatte. Dabei war Mickie gar nicht die eigentliche Gefahr.

Die eigentliche, grausige, unheimliche Gefahr hockte da drinnen, in der Kiste. Und sie war dabei, sich zu befreien! Mickie schrie noch immer. Die Worte hörte Alan gar nicht. Er drehte sich um, und hetzte zur Leiter. Die Lampe stieß er dabei um. Nicht absichtlich, wirklich nicht. Die Sprossen hinauf. Mickie! Nicht umdrehen. Mickie mußte ihm egal sein. Er hatte ihn umbringen wollen! Der war auch an dem ganzen Terror schuld! Aber als Mickies Schreie in gellende, schrille Schmerzensschreie verwandelt wurden, drehte sich Alan Trevor auf der sechsten oder siebten Sprosse der Leiter doch um und sah zurück.

Der Lampendocht brannte noch, ein leichtes, ersterbendes Züngeln, Flackern, kaum genug, um mehr als Schemen erkennbar zu machen.

Das Loch in der Kiste war groß, groß genug. Eine dunkle Masse

kauerte darin. Pulsierte violettschwarz. *Leuchtete schwarz!* Tentakel und schleimig glänzende Fäden gingen davon aus, tasteten zuckend durch die Luft, aus dem Spalt heraus.

Die dunkle Masse war – ein gigantisches Herz!

***

Über-Reaktion!

Ja, ihre Nerven spielten ihr einen verflixten Streich, denn sie hatte plötzlich das widerliche Gefühl, als würden sich auf ihrer Haut winzige, dünne Würmer kringeln. Überall, auf ihrem Rücken, ihren Schultern, ihren Brüsten, ihrem Bauch.

Damona King schüttelte unwillig den Kopf. Ihre langen, blauschwarzen Haare wischten über die Unterlagen, über denen sie seit Stunden brütete.

Das Kribbeln, Jucken, Kratzen blieb. Damona stand auf. Was sie seit Monaten nicht getan hatte, tat sie heute schon den ganzen Abend: sie rauchte. Qualmte eine verdammte Zigarette nach der anderen. Jetzt nahm sie den Glimmstengel aus dem Mund, tippte die Asche in den kleinen Porzellan-Ascher, zögerte und drückte ihn dann ganz aus. Ein dünner Qualmringel stieg auf. Damona beachtete ihn nicht, ließ auch die Unterlagen Unterlagen sein und ging ans Fenster und öffnete es.

Ihre Augen brannten, jedoch nicht vom Rauch, sondern vom angestrengten und konzentrierten Lesen und Übersetzen. Der Fensterflügel quietschte in den Scharnieren. Die Nachtluft war kalt, trug einen Hauch von Vergänglichkeit und Feuchtigkeit in sich. Fast kam es ihr so vor, als wolle sich bereits der Herbst ankündigen, aber noch war es nicht soweit. Weit, weit weg mußte es regnen.

Hier jedoch, in den schottischen Highlands, war davon momentan nur die vage Ankündigung zu spüren. Der Wind strich heftiger über das saftige, grüne Land, das jetzt von der Dunkelheit zugedeckt war. Tief unten sah Damona einige verwaschene Lichter. Die letzten erleuchteten Fenster des kleinen Städtchens Marnock Fearn, zu Füßen von King's Castle. Es war eine düstere Nacht, wirklich. Die Kühle aber tat Damona gut. Der Juckreiz war weg, als sie sich von der Fensterbank hochstemmte, auf die sie sich mit beiden Armen gelümmelt und hinausgesehen hatte.

Das Fenster ließ sie offen, ging zu dem kleinen Schreibtisch zurück. Der Raum wurde nur von der Schreibtischlampe erhellt, ein starker, intensiver, gelber Lichtkegel wurde auf die Unmenge von Papieren, Notizzetteln, hastig hingekritzelter Anmerkungen, Bücher, Schreibutensilien geworfen. Darum herum staute sich Dunkelheit. Die Bücherregale an den Wänden des kleinen Raumes waren nur Andeutungen, Schemen, ebenso die Bücher: dicke und dünne Wälzer, alte, neue, zerfledderte, brüchige, manche fast schon so vergilbt, daß

sie bei der geringsten Berührung zerbröckelten.

Damona rieb sich die brennenden Augen. Zuviel gelesen, dachte sie. Und das war es vermutlich tatsächlich, denn seit gut einer Woche brütete sie Tag und Nacht in diesem Arbeitszimmer, das sie sich neben der großen Bibliothek von King's Castle eingerichtet hatte.

Stunde um Stunde verbrachte sie hier. Nicht einmal Mike Hunter, ihr Freund und Kampfgefährte in Sachen Dämonenunwesen, konnte sie herauslocken. Was er auch gar nicht versuchte oder wollte. Er saß selbst oft genug hier und arbeitete mit ihr.

Aus gutem Grund. Damona setzte sich. Sie nahm ein Din-A4-Blatt hoch, las, was sie zuletzt geschrieben hatte. Ihre Gedanken aber waren nicht bei der Sache, machten sich selbständig, flohen in die Vergangenheit… Vor vier Wochen hatten Mike Hunter und sie das Grauen hautnah kennengelernt. Wieder einmal, diesmal aber besonders schlimm. Sie hatten es mit Rarchar, dem Bestien-Meister, zu tun gehabt, der gleichzeitig auch als Rachedämon Bastardas fungiert hatte.

Den Bestien-Meister hatten sie wohl erledigt, und auch Bastardas Wiedergeburt war verhindert worden. Zarangar, der Mensch-Teufel, der ebenfalls in dieses Höllenspektakel verwickelt gewesen war, hatte von Damona einen Pfeil abbekommen, war allerdings nicht tödlich verletzt, sondern nur angekratzt. Momentan leckte er wahrscheinlich seine Wunden. Damona hoffte es.

Ein voller Erfolg, auch wenn es mehr als einmal um Haaresbreite gegangen und ihr Leben an einem seidenen Faden gehangen war.

Sozusagen als kostenlose Zugabe hatten sie einen Unterschlupf Zarangars ausheben und eine Aktentasche mit Aufzeichnungen und Plänen des Mensch-Teufels erbeuten können. Deshalb rackerte sie sich seit Tagen ab, denn diese Aufzeichnungen waren in Dämonenschrift abgefaßt. Ein gewaltiges Handikap, aber Damona war verbissen genug, und das Erbe ihrer Mutter – einer Hexe, die der Schwarzen Familie Asmodis' abgeschworen und auf die Seite des Rechts übergewechselt und deshalb von Brodkin, dem Hexenjäger, umgebracht worden war, half ihr dabei zudem. Denn da war einmal die gewaltige Bibliothek, in der genügend Werke standen, die sich mit Schwarzer Magie, Dämonologie und so weiter befaßten. Es gab alte Werke mit Bannsprüchen, Zauberformeln, magischem Grundwissen, verbotene Bücher, viele von Hexen und Zauberern abgefaßt, manche sogar vom Erzdämon diktiert, andere von niederrangigeren Schwarzblütlern selbst geschrieben – mit Menschenblut! Und auf der anderen Seite war von Vorteil, daß Damona King die geheimnisvolle Hexen-Sensibilität ihrer Mutter geerbt hatte. Sie war selbst Hexe genug, daß viele der alten Formeln, der mystischen Sprüche und Banner in ihren Geist zurückflossen, sobald sie sie las, und schon mehr

als einmal hatte sich die junge, bildhübsche Frau gewundert, wie leicht es ihr fiel, einmal Gelesenes zu behalten.

Sie war davon überzeugt, die Dämonenschrift entziffern und das Geheimnis dieser Aufzeichnungen knacken zu können! Erste Erfolge lagen vor. Fünfzehn Seiten waren übersetzt. Eine Knochenarbeit.

Schweiß klebte an ihrem Körper. Manchmal rebellierten ihre Nerven. Vielleicht hatte Zarangar einen schwachen Schutzzauber über die Schriften gelegt – um einem eventuellen Neugierigen die Forschungen zu erschweren. Aber sie hatte mit gleicher Münze gekontert. Ein einfacher Lichtzauber hatte die schlimmsten Einflüsse des schwarzen Zarangar-Bannes hinweggefegt. Was blieb, waren vereinzelte Anfälle von Nerven-Überreaktionen. Diese jedoch auch nur, wenn sie allein war, wie jetzt.

Mike Hunter war im Living-room. Schon vor Stunden war Besuch gekommen: Ben Murray und Laurinda McIntire. Beide waren sie Mikes und Damonas beste Freunde. Ben, der kauzige, schrullige, etwas dickliche Scotland-Yard-Inspektor, Laurinda McIntire, ebenfalls – nun, sagen wir: – füllig, jedoch hübsch, immer nett gekleidet und Bens große Liebe. Sie war Taxidriver; und ein sehr guter. Wenn es darauf ankam, kutschierte sie ihre Kunden so schnell wie kein anderer durch Londons Rushhour, und das wollte einiges heißen.

Mike, Ben und Laurinda hatten absolut keine Lust gehabt, sich den Abend mit Arbeit totzuschlagen. Also hatte Damona allein Übersetzer-Dienst getan. Es war wichtig. Sie fühlte es. Mit diesen Aufzeichnungen war ihr ein regelrechter Schatz in die Hände gefallen. Es galt nur, ihn richtig zu verwerten.

Bisher zwar war nichts Großartiges zutage gefördert worden, aber das würde schon noch kommen. Der Packen Papier war dick genug.

Und Damona wollte Nägel mit Köpfen machen, deshalb hatte sie vorn begonnen, nicht in der Mitte. Mit jeder Seite, die sie übersetzt hatte, ging die Arbeit besser voran. Viele Symbole waren entschlüsselt, die Methode, nach der geschrieben worden war, ebenfalls. Die an chinesische Schriftzeichen erinnernden Buchstaben boten trotzdem noch immer manche Nuß.

Aber sie würde auch die letzten Hämmer knacken, das stand für sie ganz fest. Wenn diese Aufzeichnungen vollständig entschlüsselt waren, dann wußte sie eine gewaltige Menge über ihren Erzfeind Zarangar. Bestimmt war er auch auf gewisse Zukunftsvorhaben eingegangen, denn aus den ersten Seiten ging hervor, daß dies eine Art Rapport an Asmodis darstellen sollte.

Damona legte das Blatt beiseite, als ihre Überlegungen durch ein lautes, mehrstimmiges Gelächter gespalten wurden. Die Stimmung nebenan mußte ja toll sein. Kein Wunder. Ben, Laurie und Mike verstanden sich prächtig, auch wenn Ben manchmal knurriger tat, als

er war. Damona seufzte, spreizte die Finger, drückte sie sodann zusammen und legte die Spitzen der rechten gegen die der linken Hand. Es knackte. Damona gähnte, stand auf. Unruhe war in ihr.

Die kühle Nachtluft, die zum Fenster hereinfächelte, reichte ihr nicht mehr aus, obgleich sie mittlerweile den ganzen Raum ausfüllte. Sie brauchte frische Luft. Der muffige, alte Geruch des Papiers, der alten Bücher und Pergamente. Die Ausdünstungen der Dämonen-Werke!

Entschlossen ging sie zum Fenster, warf abermals einen kurzen Blick hinaus und in die Runde. Dunkelheit. Wolken am Himmel, schwarze Schemen inmitten schwarzem Nichts. Alles still. Selbst der Wind war verstummt.

Damona entschloß sich, für heute Schluß zu machen. Sie drückte das Fenster zu, drehte den Riegel, zog den Vorhang zusammen. Die übersetzten Seiten konnte sie liegenlassen, dieser Raum war – wie das ganze King's Castle – mit weißmagischen Schutzbannern und Dämonen-Schreckern versehen, so daß sie nicht befürchten mußte, daß hier ein Schwarzblütler eindringen würde.

Der Großteil von Zarangars Aufzeichnungen befand sich ohnehin in einer kleinen Kemenate des Nordturmes von King's Castle. Dieses Turmzimmer war ganz besonders gesichert. Ein einziger großer Safe, genaugenommen. Dort hing auch der Zauberspiegel, mit dem sie früher einmal in die nächste Zukunft hatte sehen können, und auch ihre kostbarsten Zauberbücher und -Utensilien, Amulette, weißmagische Kreiden und Waffen im Kampf gegen die Dämonen bewahrte sie dort auf. Es war eine Schatzkammer ganz besonderer Art.

Jetzt hörte Damona nebenan eine andere Frauenstimme lachen.

Claire Palmer. Wahrscheinlich hatte sie sich ebenfalls zu den anderen gesetzt. Die Amerikanerin, die seit etwas über einem Jahr auf King's Castle lebte, war Pflegerin für Thomas Warner, einen stillen Jungen, der von seinen Eltern, die er niemals kennengelernt hatte, in die psychiatrische Klinik des verbrecherischen Arztes Dr. Waynesdale eingeliefert worden war. Damona und Mike hatten den Jungen aus dieser Klinik herausgeholt und Claire Palmer, die sich für Thomas sehr eingesetzt hatte, gleich mitgenommen und engagiert. Beide hatten auf King's Castle ein Zuhause gefunden.

Thomas Warner… Als Damona an den blassen, schweigsamen Jungen dachte, fühlte sie, wie sich ihre Unruhe verstärkte. Thomas war beileibe nicht schizophren, wie Waynesdale behauptet hatte.

Das war nur eine fadenscheinige Begründung dafür, ihn in der Klinik wie ein Tier halten zu können. Thomas Warner war – geheimnisvoll, mysteriös. Er sah Dinge jenseits der Realität. Er war nicht verrückt, sondern – anders, ein Seher, in sich zurückgezogen. Die Realität, die harte, rauhe Welt der Menschen begriff er nicht. Auch wollte er damit wohl nichts zu tun haben. Mit Damona hatte er sich angefreundet, er

vertraute ihr, manchmal sprach er auch ganz normal mit ihr. Aber die meiste Zeit verbrachte er damit, stumm und grübelnd dazusitzen, die Wände seines großen, hellen Zimmers anzusehen und vor sich hinzulächeln.

Früher, in Waynesdales Klinik, hatte er oft Szenen des Grauens auf den Wänden seiner Zelle gesehen, aber seit er auf King's Castle war, hatte sich dies geändert. Fast schien es, als seien seine seherischen Fähigkeiten erloschen, als sehe er jetzt statt in die grausame, von Dämonen und Schattenkreaturen beherrschte Jenseits-Sphäre in eine andere, friedlichere Traumwelt, die ihn nicht ängstigte.

Damona streckte sich, stieß die zwanzig Seiten Zarangar-Aufzeichnungen zu einem sauberen Stapel zusammen, nahm sie an sich. Die Originale würde sie auf keinen Fall hier liegenlassen. Die kamen zu dem restlichen Stapel in Nordturm-Zimmer. Damona knipste die Schreibtischlampe aus, ging im Dunkeln zur Tür.

Die Schwärze kam ihr wie ein gefährlicher Feind vor.

Plötzlich war auch draußen der Wind wieder erwacht, pfiff und heulte um die trutzigen Mauern von King's Castle, zerrte und rüttelte an den Holzläden, winselte in Ritzen.

Damona öffnete die Tür, wieder war Gelächter zu hören, Ben gab einen Witz zum besten, Gläser klirrten gegeneinander.

Und mit der Helligkeit, die von draußen in das dunkle Zimmer hereinflutete, wirkte auch der Wind wieder wie ausgeschaltet.

Damona schüttelte den Kopf. Ich bin nervös. Die konzentrierte Arbeit. Es hörte sich wie eine Entschuldigung an. Sie drehte den Schlüssel im Schloß, durchquerte die erleuchtete Bibliothek und betrat den Living-room.

»Hallo!« empfing Mike Hunter sie. »Jetzt geht aber die Sonne auf, und das, obwohl's schon so spät ist!«

Allgemeines Zustimmen. Ben lachte zu ihr her. »Endlich von deiner Arbeit losgekommen, Mädchen?«

Und Laurie knuffte ihn. »Laß sie doch. Ich finde, sie hat recht. Wird endlich Zeit, daß man diesem Zarangar zuvorkommt. Und ihm auf die Zehen tritt. Bisher war er euch ja immer eine Nasenlänge voraus und hat euch eine lange Nase geschnitten. Denk mal daran.«

»Das weiß ich doch, Laurie«, gab Ben zurück. Er klang nicht einmal mürrisch, sondern eher ärgerlich auf sich selbst. Er wußte doch nur zu gut, daß es im Kampf gegen die Dämonen keine Atempausen, keinen Urlaub und keinen gemütlichen Feierabend mit Freunden geben konnte und durfte. Er stand auf, schnaufte, strich sich über sein Bulldoggengesicht. »Hast du irgend etwas herausgefunden, das uns nützlich ist?«

Damona schüttelte den Kopf, ließ sich auf die Lehne eines gemütlichen Ledersessels sinken. »Bis jetzt war alles nur einleitendes

Geschwätz. Zarangar will vor Asmodis gut Wetter machen, stellt sein energisches Wirken für das Böse heraus. Einige Andeutungen sind zwar schon enthalten, aber damit können wir noch nicht viel anfangen.«

»Was für Andeutungen?« Mike blickte sie gespannt an.

»Ich wollte die Stimmung nicht kaputt machen«, sagte Damona. Es tat ihr wirklich leid. Sie hatte die Originale in das Turmzimmer bringen und sich dann zu den Freunden setzen wollen. Mal für eine Weile nicht mehr an die Dämonen denken wollen. Und an die Übersetzer-Arbeit.

Aber andererseits tat es ihr auch gut, wenn sie jetzt mit ihnen darüber reden konnte. Das merkte sie.

»Du machst die Stimmung nicht kaputt. Im Gegenteil. Die kann nur noch besser werden.« Mike blickte sie scheinheilig an. »Einmal, weil du jetzt bei uns bist. Und zum andern, weil wir zusammen vielleicht schon aus diesen ominösen Andeutungen einen klitzekleinen Schluß ziehen können. Laurie hat schon recht. Wir müssen Zarangar endlich zeigen, was eine Harke ist.«

Damona lächelte. »Das müssen wir wirklich, ja. Naja, Zarangar macht uns das allerdings nicht leicht. Bisher ist alles recht zusammenhanglos. Vielleicht ist das Absicht – oder eine weitere Auswirkung seines Schutzzaubers. Möglich, daß ich den doch nicht ganz habe knacken können. Und die Andeutungen, von denen ich vorhin geredet habe, sind wirklich dürftig genug. Er erwähnt, daß momentan die Vorbereitungen für die Installierung der siebten *Großen Mutter* auf Hochtouren laufen, während er diese Aufzeichnung beendet.« Mike wollte etwas sagen, aber Damona unterbrach ihn sanft. »Das kann einerseits bedeuten, daß diese Sache längst gelaufen ist. Oder aber – daß er die einleitenden Bemerkungen zu seinen Aufzeichnungen zuletzt geschrieben hat. Oder…« Sie machte eine kleine Pause. »Oder, daß ich mit der weiteren Auswirkung des Schutzzaubers richtig liege. Daß alles durcheinandergebracht ist.«

»Wie auch immer«, meinte Ben düster. »Allein der Name Große Mutter hört sich verdammt gefährlich an. Was könnte dahinterstecken?«

»Ich habe in allen verfügbaren Werken nachgeschlagen«, antwortete Damona. »Den Begriff ›Große Mutter‹ gibt es wohl: Die Weißen Hexen von heute verehren sie – und meinen damit die Mutter Erde. Sie ist das Symbol für Fruchtbarkeit und die älteste und elementarste der antiken Gottheiten. Die Phönizier und Kanaaniten des Mittleren Ostens haben die Muttergöttin und Göttin der Liebe verehrt: Astarte, die Tochter von Uranos – Himmel – und Gaia – Erde. – Aber diese Große Mutter meint Zarangar bestimmt nicht. Er schreibt ja auch *installieren*.«

»Also das Gegenteil – oder besser, das Gegenstück der Großen Mutter der Weißen Hexen.« Mike lehnte sich zurück, nippte an seinem Weinglas.

»Möglich. Trotzdem… Viel anfangen können wir nicht damit.«

Damonas Wangenmuskeln spielten. »Leider.«

Die anderen pflichteten ihr bei, nickten, schwiegen, jeder von ihnen hing seinen Gedanken nach. Ben tigerte in dem großen Living-room umher, nahm schließlich ein Holzscheit hoch und legte es ins prasselnde Feuer, das im offenen Kamin brannte.

Damona nahm den friedlichen Anblick in sich auf. Das nicht zu helle Wohnzimmer – außer dem Kaminfeuer, das zuckende Schemen in den Raum projizierte, brannten nur drei kleine Lampen mit mattem Glas und verströmten einen heimeligen, ruhigen Lichtschein. Die gemütliche Einrichtung: Ledercouch, Sessel, Bücherregale auch hier, viele Topfpflanzen, in einer Ecke an dem großen Fenster die Palmen, die schon eine beachtliche Höhe erreicht hatten. Der niedere Tisch, die Gläser darauf, in denen sich Funkenreflexe brachen. Die Gesichter ihrer Freunde helldunkel – hell. Der Widerschein des Kaminfeuers. Claire Palmer hatte sich an der kurzen Diskussion nicht beteiligt. Thomas Warner war auch da – er saß auf dem Boden, starrte gedankenverloren ins Feuer, während seine Hände Figuren in die Luft zeichneten, von niemandem bemerkt, außer von Damona.

»Ich bringe die paar Seiten von Zarangars Aufzeichnungen ins Turmzimmer«, sagte Damona und stand auf. »Nachher können wir ja weiterreden. Vielleicht fällt uns doch noch etwas ein.«

Mike blinzelte ihr zu. »Ich komme mit.«

»Nicht nötig. Einer von uns beiden muß doch unsere Gäste beaufsichtigen.«

Laurie lachte. »Deinen Humor hast du noch«, brummte sie gutmütig. »Als ob man uns beaufsichtigen könnte! – Eine Horde Läuse kannst du bestimmt einfacher hüten.«

Damona drohte: »Das werden wir ja sehen. Bin gleich zurück.«

Und damit war sie an der Tür und draußen.

Sie hörte gerade noch, wie Thomas scheinbar zu sich ganz allein murmelte: »Dummer Zauberspiegel… Dummer Zauberspiegel. Nein, das darfst du nicht tun. Du darfst deine Tiefen nicht zur Verfügung stellen, du darfst dich nicht öffnen, Spiegel …« Ein kindhaftes Lächeln, verzückt, der Realität entrückt, schloß sich an.

Dann war Damona draußen, die Tür fiel hinter ihr ins Schloß. Damona nahm sich vor, Thomas nachher auf diese Worte anzusprechen. Komisch, dachte sie. Klug wurde sie daraus nicht, und das eigenartige Kribbeln, die unangenehme Gänsehaut auf dem Rücken wollte auch nicht dazu passen. Wahrscheinlich hatten diese Worte auch gar nichts zu bedeuten. Und wenn, dann zeigten sie

bestimmt nur, daß Thomas Warner doch mitbekommen hatte, was um ihn herum vorging, daß er gehört hatte, was sie den anderen gesagt hatte.

Sie beeilte sich, rannte leichtfüßig den schwach erhellten langen Korridor entlang, an der Ahnengalerie, den gewaltigen Samtbannern an den Wänden vorbei zu der Wendeltreppe, die in den Nordturm hinaufführte.

Und dort erwartete sie das Ungeheuer, dem sich der Zauberspiegel geöffnet hatte…

***

Alan Trevor wußte nicht, warum er es tat. Wirklich nicht. Er hatte keinen einzigen verdammten Grund, Mickie aus der Patsche zu helfen.

Oder vielleicht doch: Mary. Er hatte Mickie die Frau weggenommen. Wenigstens für einige heiße Liebesnächte. Egal. Jetzt zählte das nicht mehr, und auch Mickies Mordversuch war nicht mehr wichtig.

Wichtig war jetzt nur dieses gigantische, ins Riesenhafte gewachsene schwarze Herz! Es lebte, es pumpte, es pulsierte. Es war eine fürchterliche Drohung, obwohl es selbst sich nicht rührte. Das taten nur die Tentakel. Die wüteten und peitschten im Laderaum umher.

Und mit ihnen diese schleimglänzenden Fäden.

Alan Trevor spürte feste Planken unter den Füßen und rannte los.

Mickie kreischte voller Entsetzen. Als würde er geprügelt, was jedoch nicht der Fall war. Nicht einmal die Tentakel nahmen Notiz von ihm.

Alan behielt die Dinger trotzdem im Auge, während er sich zu dem Schreienden hinunterbückte, ihn mit beiden Händen fest unter den Achselhöhlen packte und mit sich zurückschleifte. Zur Leiter.

Das Herz pumpte erregter. Schwarzes Blut blubberte hinter dünnen, durchsichtigen, lappigen Wänden. Gott im Himmel, dachte Alan. Was ist das nur für ein Monstrum. Ein Tentakel schleuderte heran. Alan duckte sich. Das widerwärtig stinkende Ding wischte über ihn hinweg. Alan zerrte Mickie weiter. Der Tentakel kam zurück, ein Schnalzen entstand, als er über ihm seine Kapriolen tanzte.

Dann waren sie außer Reichweite.

»Mann, verdammt, reiß dich zusammen!« herrschte Alan Mickie an. »Ich schaffe es nicht allein! Mickie! Zum Teufel! Steh auf! Hoch mit dir…«

Mickie lallte, wurde schlaff, krachte zu Boden, krümmte sich, zuckte, schrie. Konnte es sein, daß er…? Alan schauderte bei diesem Gedanken, Wagte kaum, ihn zu Ende zu bringen. Mickie war besessen. Dieses schwarze Riesenherz steuerte ihn, beherrschte ihn.

Das schwarze Herz wollte ihn fressen!

Die Tentakel tasteten jetzt alle in ihre Richtung. Dünne Fäden krochen schlangengleich über den Boden. Nur die Stellen mieden sie,

wo das Licht der umgeworfenen Lampe hinlecken konnte.

Alan versetzte Mickie eine Ohrfeige. Das riß den Freund nur noch mehr um. Er bewegte sich Augenblicke lang überhaupt nicht mehr und schwieg auch. Alan sah sich gehetzt um. Ein bestialischer Verwesungsgestank breitete sich von dem schwarzen Herzen aus. Das Schiff tanzte. Ein hartes Scheuern war allgegenwärtig. Löste sich die andere Ladung? Was war in den anderen Kisten?

Alan wollte nicht daran denken, rannte los, holte die Lampe. Jetzt wichen die Tentakel hastig zurück. Und Mickie wurde wieder normal. Er blinzelte. Wischte sich den schaumigen Speichel weg, der rings um seinen Mund verschmiert klebte.

»Was ist…?« murmelte er verständnislos.

»Wir müssen raus hier!« Alan zerrte ihn auf die Füße. Diesmal blieb Mickie aufrecht stehen, auch wenn er wankte. Dann sah er das Herz!

Als düsterer, bedrohlicher Schemen kauerte es pumpend in der großen Kiste, deren Vorderseite zerschmettert war. Die Tentakel und Fäden waren auch noch zu sehen.

Alan schwenkte die Lampe. »Alles klar jetzt?« fragte er hastig.

Benommen nickte Mickie. »Aber dieses Ding…«

»Wir melden es dem Kapitän. Wir müssen etwas tun. Das ist nicht normal. – Ein Ungeheuer.« Alan sprach hastig, gehetzt. Er wollte raus hier. Sein Grauen hatte er nur unterdrückt.

»Ich hab' dich umbringen wollen«, sagte Mickie lahm. »Und jetzt hilfst du mir… Ich war ein Schwein. Ich habe nicht mehr gewußt, was ich getan habe. Plötzlich war da nur mehr dieser wahnsinnige Haß auf dich. Ich wollte dein Blut sehen, wollte es überall verschmieren … Vor allem auf dieser Kiste!« Er erschrak, begriff, was seine Worte bedeuteten.

»Dieses Ding hat dich dazu gebracht!« keuchte Alan und schob und drängelte Mickie zur Leiter. »Los – beeil dich!«

Mickie kletterte automatisch. Alan folgte ihm, hielt einen Sicherheitsabstand zu Mickies Füßen, denn noch immer traute er ihm nicht. Ein gemeiner Tritt in sein Gesicht, und er lag im Laderaum unten, und die Tentakel konnten ihn holen, packen, zu dem gigantischen Herzen schleifen. Und dann -.

Sie hätten bestimmt auch Mickie geholt. Wenn sie das nur gleich gekonnt hätten. Wahrscheinlich hatten sie sich erst orientieren müssen. Die Witterung von Mickie aufnehmen, oder was auch immer.

Sie waren oben. Mickie drückte die Luke auf. Kalter Wind fauchte herein, Regentropfen hämmerten ihnen wie Hagelschauer in die Gesichter, mischten sich mit dem klebrigen Angstschweiß. Alan fror und schwitzte gleichzeitig. Heiße Schauer rieselten über seine Haut.

Raus, nur raus. Unten, im düsteren, muffigen Laderaum war jetzt alles still.

Aber in Alans Kopf dröhnte das Pumpen, das Hämmern des riesigen schwarzen Herzens nach, furchtbare Herzschläge, dämonische Herzschläge…

Wahnsinn! Mickie wartete auf ihn. Alan schloß die Luke, verriegelte sie, rannte los. Gemeinsam erreichen die beiden Männer die schmale Treppe, die zur Kommandobrücke hochführte. Godfrey hielt sich Tag und Nacht auf der Brücke auf. Dort hatte er sich ein kleines Feldbett montieren lassen, auf dem er schlief.

Das Deck schaukelte, wölbte sich von rechts nach links, von links nach rechts. Sturzbäche von Wasser rauschten über die Bleche, die auf die altersschwachen Bohlen genagelt worden waren. Sie waren schon angerostet.

Sehen konnte man nichts bei diesem Wetter. Halb blind tasteten sich die Männer die Treppe hinauf, klammerten sich an den Haltestangen des Geländers fest, spien Regenwasser aus, das ihnen übers Gesicht, in den keuchend atmenden Mund lief.

Godfrey mußte noch wach sein. Hinter den runden, vorhangbedeckten Bullaugen brannte Licht. Verschwommene Lichtflecken in der Unendlichkeit der Regen- und Sturmnacht. Irgendwo links mußte die englische Küste liegen. Alan schätzte, daß sich der Silver Arrow momentan etwa in Höhe von Clacton on Sea befinden mußte.

Aber natürlich konnte er sich irren. Wieviel Zeit in der Schwärze des Laderaums vergangen war, das konnte er unmöglich sagen. Eine Uhr trug er nicht. Fest stand eins: Das Ziel mußten sie bald erreichen, diese kleine Insel, auf der die Ladung gelöscht werden würde.

Sowieso ein komischer Zielort. Eine kleine Insel. Da läuten doch die Alarmglocken.

Vielleicht ein irrer Wissenschaftler, dachte er.

Mickie hämmerte bereits an die Stahltür. »Kapitän!« brüllte er. Der Wind fetzte ihm die Worte von den Lippen.

Godfrey hatte ihn dennoch gehört.

Alan war das nicht recht. Er dachte kurz daran, daß es möglicherweise besser gewesen wäre, sie hätten sich abgesprochen. Godfrey explodierte leicht. Und was war, wenn er über die Ladung Bescheid wußte?

Wie auch immer – jetzt war es zu spät. Die Tür wurde aufgestoßen. Helligkeit fiel in Regen und Sturm heraus, über den schmalen Steg, auf dem die beiden Seeleute standen, bis hin zu dem lächerlichen Stahlgeländer. Dahinter wogte und brodelte die aufgepeitschte See. Schaum flog. Wie durchlöchert wirkten die Wellenkämme, die quer gegen den alten Frachter anliefen.

»Was ist?«

Godfreys häßliches, glattes Gesicht mit der Hakennase glänzte in der

Nacht. Tiefe Ringe umzogen seine Augen, feines, rotes Aderwerk, das wie geplatzt aussah, mischte sich darin. Der Mund war feist, dicke, wulstige Lippen, ein breites, fettes Kinn, kurzer Hals.

Darunter ein überraschend dürrer, fast ausgemergelter Körper, der zu dem aufgedunsenen Gesicht überhaupt nicht paßte.

»Kapitän – unten im Laderaum…«

Aufmerksamkeit spiegelte sich in den gläsern wirkenden Augen des Kapitäns. »Was ist mit dem Laderaum? – Kommt rein. Hier draußen verstehe ich euch Galgenvögel nicht!«

Jetzt trat er zur Seite.

Die Helligkeit in dem Raum blendete. Mickie ging vor, Alan folgte, schirmte sich die Augen ab, wischte sich den Regen aus Gesicht und Haaren.

»Was ist mit dem Laderaum?« wiederholte Godfrey. Lauernd klang seine Stimme. Alan dachte: Der weiß alles. Gott im Himmel.

Godfrey weiß, was in der Kiste ist. Er wollte Mickie noch warnen, aber der platzte bereits heraus, während seine linke Hand die blutende Rechte umfaßt hielt. Das dunkelrote Blut quoll zwischen den Fingern hindurch.

»Da unten ist ein Monstrum in einer der Kisten, Kapitän! Verdammt, ich will meine Hände futtern, wenn ich Sie anlüge! Ein ungeheuer großes Herz. Schwarz. Es lebt. Kapitän – das Herz lebt…«

»So, so.«

Alan fror noch ärger. Seine Kehle war ihm eng. Ein ganzer Eisberg mußte darin stecken. Godfrey lächelte. – Aber wie er lächelte. Er drehte sich um, sagte: »Jetzt nehmt erst mal einen Schluck, und dann erzählt ihr mir der Reihe nach…«

Er wurde unterbrochen.

Nicht von Mike, der angespannt, leicht nach vorn gebeugt dastand und den Kapitän anglotzte und sich wunderte, warum der so gemächlich reagierte – und auch nicht von Alan, der sich hütete, den Mund auf zu tun. Am liebsten wäre er verschwunden. Spurlos. Nur weg.

Derjenige, der gesprochen hatte, stand links hinter ihnen, und beim Eintreten hatten sie ihn völlig übersehen. Wahrscheinlich, weil sie so geblendet gewesen waren. Seine Stimme war dunkel, kratzig und irgendwie eigentümlich fremd. Wie aus weiten Fernen wehte sie heran, mitleidslos und kalt.

»Die beiden brauchen nichts mehr zu trinken«, sagte die Stimme.

»Sie haben die Große Mutter gesehen. Das genügt.«

Alan stand starr. Umzudrehen wagte er sich nicht. Er starrte auf Godfrey. Der hatte seinen Schreibtisch erreicht, auf dem verschiedene Seekarten lagen. Er zog eine Schublade auf. Noch immer gemächlich, während der sagte: »Wie Sie meinen.«

»Kapitän…«, krächzte Mickie, der sich auch nicht umgedreht hatte.

»Ja, Mickie?« Er griff in die Lade hinein. Als er sich gleich darauf umdrehte, hielt er einen langläufigen Revolver in der Hand, ein Riesending, dessen Geschosse bestimmt faustgroße Löcher rissen.

»Ich…« Mickies Stimme versagte.

»Du brauchst auch nichts mehr zu sagen, Mickie!« sagte Godfrey kalt, sein Lächeln verbreiterte sich, und dann spie der Revolver Tod und nochmals Tod. Es krachte. Die ganze Kabine war von diesem Höllendonner erfüllt. Mickies Körper wurde von Urgewalten erfaßt, zurückgestoßen, auf Alan zu. Alan torkelte unter diesem schwergewichtigen Ansturm, fing Mickie auch auf und zog seine Hände zurück, als hätte er ein glühendes Eisen berührt.

Sie waren naß!

Naß von Mickies Blut, das sich jetzt in einem großen Flecken auf dem dünnen, nassen Unterhemd ausbreitete. Mickie wirbelte herum, die Augen weit offen, mit einem glasigen, nebelartigen Schleier überzogen – das erste Anzeichen des Todes! Rasselnd ging der Atem des Seemannes.

»Alan – hau ab… Schnell …«, quetschte er kaum hörbar heraus.

»Und – verzeih mir… Ich wollte nicht…«

Die Stimme zerplatzte im dritten Schuß. Alan rannte. Rechts sah er jetzt die Gestalt desjenigen, der das Todesurteil über Mickie und ihn gesprochen hatte.

Wieder knallte es. Die Welt ging unter in diesem Donner. Kapitän Godfrey schrie etwas. »Lassen Sie den Kerl nicht raus. Die Große Mutter ist doch hungrig… Halten Sie ihn auf … Sie haben doch selbst gesagt, daß sie etwas zu fressen braucht, um den Rest der Reise zu überstehen…«

Alan hatte die Stahltür offen. Die riesenhafte Gestalt raste heran.

Godfrey feuerte wieder. Die Kugel schrammte glühendheiß und funkenschlagend über die Stahltür. Alan Trevor hatte keine Ahnung, wohin er fliehen wollte, wenn er aus dieser Hexenküche herauskam. Der Silver Arrow war klein. Die Mannschaft – Verbrecher.

Seine Überlegungen waren umsonst. Ein schmetternder Schlag traf ihn in den Rücken. Er wurde nach vorn gedroschen. Seine Hände breiteten sich aus. Ja, er flog. Federleicht fühlte er sich. Irgendwo war Schmerz. Blut pumpte aus einer gemeinen Wunde. Er krachte auf die Knie. Der derbe Stoff der Cordhose riß. Wieder ein Schuß.

Lachen. Schritte. Hastige Bewegungen.

Alan Trevor sah die Regenwelt, die Dunkelheit um sich kreisen.

Und da war auch ein Gesicht. Ein Körper. Der des Wesens, das in Kapitän Godfreys Kajüte gewesen war. Ein breiter, stämmiger, muskelbepackter Körper in einer schwarzen Rüstung. Irrsinn. Ich träume! schrie es in Alan. Aus dem Rücken dieser Alptraumgestalt

wuchsen große Federschwingen, die sich erregt bewegten. Der Schädel aber war das Schlimmste. Eine Knochenfratze! Die Augenhöhlen düstere Schächte des Grauens. Irgendwo in unglaublichen Tiefen funkelten rote Glimmer. Ein bronzefarbener Flügelhelm saß auf dem Schädel, bedeckte den Großteil dieser Fratze.

Alan Trevor lachte. Er träumte. Er flog. Er sah Engel mit grauenvollen Gesichtern. Das gab es doch nicht.

Irgendwo stieß er sich. Ein Stahlgeländer. Schmerz faserte von seiner Körpermitte aufwärts und abwärts. Er überschlug sich. Seine Hände fuchtelten herum. Godfrey fluchte.

»Der Kerl geht über Bord! Wir müssen…«

Der Schock des Eintauchens in eisig kaltes Wasser brachte Alan Trevor wieder zu sich. Er riß die Augen auf, schnappte nach Luft.

Und schluckte Wasser, denn da war nirgends Luft. Nur große silberne Seifenblasen. Sie wirbelten und brodelten in der bewegten Schwärze. Stießen auf in einen schwarzen Himmel. Wo war oben?

Wo unten?

Alan machte Schwimmbewegungen. Er wollte nicht sterben. Die Kugel saß ihm im Leib, die Wunde brannte wie ein Hochofenfeuer.

Er starb. Starb wie Mickie. Die offenen, weiten Augen des Freundes.

Er sah sie wieder. Ja, Mickie, dachte Alan in diesem Augenblick, ich vergebe dir. Ich bin dir nicht mehr böse. Du hast mich umbringen wollen, aber ich bin dir nicht mehr böse. Alles okay, Freund, ich komme.

Er fühlte sich gepackt, davongerissen. Nässe umgab ihn. Dunkelheit deckte ihn zu. Etwas zerrte an seiner Hose. Er drehte sich leicht – leicht – um seine Achse. Seine Schwimmbewegungen waren längst erlahmt. Sein Mund stand weit offen. Salziges, schäumendes Wasser drang ein, füllte seine Mundhöhle aus, seinen Hals, seinen ganzen Körper, sogar seinen Schädel, wobei es zu den Augen wieder herausquoll.

Irgendwo über ihm tobte der Sturm, wogten die Brecher, war die Oberfläche, Luft, Nacht.

Alan Trevor wurde davongeschwemmt – in Schmerzen und Ohnmacht und ein nasses Grab…

***

Zarangar stieß einen lästerlichen Fluch aus!

Er spürte, daß er noch zu schwach war, die Verwundung, die ihm diese dreimal verfluchte Damona King beigebracht hatte, schmerzte, als würden tausend Trolle darin wühlen, und schwächte ihn. Die Kontrolle über den Tentakel der ersten Großen Mutter entglitt ihm!

»Satan, hilf!« keuchte Zarangar in den völlig abgedunkelten Raum hinein. Die Kälte blieb, wurde nicht schlimmer, veränderte sich nicht.

Die Kristallkugel, die Zarangar mit beiden Händen fest umschlossen hielt, leuchtete violettblau und fahl. Ein ungesundes Glimmen in der Schwärze. Die Bilder darin wirbelten, zuckten, flackerten – würden gleich erlöschen.

Der Familiaris-Dämon Zarangars bewegte sich auf der Schulter des Mensch-Teufels. Es war ein namenloser Dämon, der in die Gestalt einer Spinne gefahren war, ihren Körper aufgebläht und aufgedunsen hatte, bis er fast faustgroß war. Dieser Familiaris war ein Geschenk Asmodis. Ihm verdankte er sein neu erworbenes Zauberwissen, das ihn der Hexe Damona King ebenbürtig – und, wenn möglich sogar überlegen – machen sollte.

Die Spinne krabbelte über Zarangars nackte Haut.

»*Ich* kann Euch doch helfen, Herr«, wisperte der Familiaris. Zarangar verkrampfte sich. Diese Art Dämon war gefährlich. Schon vor Jahrhunderten war sie auf der Erde – speziell in England – bekannt gewesen. Ein Familiaris war in diesen längst vergangenen Zeiten meist der persönliche Dämon einer Schwarzen Hexe gewesen, er hatte ihr gehorcht, ihre Befehle ausgeführt, hatte oft sogar als Lasttier agiert, indem er sich in einen Besen, einen Flugdrachen oder ähnliches verwandelt hatte. Die meisten Hexen hatten nur einen Familiaris besessen, der sich ihnen in Gestalt eines Hundes, einer Katze, eines Insekts oder einer Kröte anschloß.

Und Zarangar wußte auch, daß diese Kreatur, dieses Geschenk Asmodis', durchaus eine zweischneidige Sache war. Die Familiaris wollten für ihre Dienste und ihre Arbeiten belohnt werden. Von ihrem Halter. Nur von ihm. Sie akzeptierten gewöhnliche Speisen, lieber jedoch war ihnen ein ganz spezieller Leckerbissen: das Blut ihrer Herrin oder ihres Halters!

Das veranlaßte sie erst zu Höchstleistungen!

»Was verlangst du dafür?« krächzte Zarangar, wobei er keinen Blick von der Kristallkugel ließ.

»Wißt Ihr das nicht, Herr?« Leichter Spott sickerte in die leise Flüsterstimme ein. »Ich liebe und verehre Euch. Ich bin Teil von Euch.«

»Also wieder Blut!« stellte Zarangar fest.

»Ja, Blut! Blut! Blut! Blut!« hechelte der Familiaris. »Euer Blut, Herr, und ich kann Euch augenblicklich behilflich sein!«

Zarangar biß die Zähne zusammen. Einen Sekundenbruchteil lang haßte er diesen Schmarotzer. Einen Sekundenbruchteil fragte er sich, ob er nicht doch die falsche Seite gewählt hatte. Asmodis gab nie, ohne noch mehr zu nehmen. Dieser Familiaris war ein Beweis dafür.

Er, Zarangar, sollte Damona King erledigen, sollte den Einfluß der Schwarzen Macht forcieren. Das aber schaffte er nicht allein. Er war nur ein Mensch, und der Fürst der Schwarzen Familie der Dämonen

hatte ihm noch nicht einmal versprochen, ihn irgendwann in den Status eines Dämons zu erheben, oder ihn unsterblich zu machen.

Der Familiaris wurde ungeduldig. Er zappelte. Die langen Spinnenfüße tippten und stachelten auf Zarangars fahler Haut. Schweiß überzog sie. Muskeln zuckten.

»Herr! Beeilt Euch! Euer Einfluß auf die erste Große Mutter…«

»Ich weiß!«

Zarangar sah in die Kristallkugel, sah dort den spärlich möblierten Raum – das Zimmer im Nordturm von King's Castle. Der Hort Damona Kings lag vor ihm. Er war mit einem Tentakel der Großen Mutter in das Allerheiligste seiner Todfeindin eingedrungen. –Durch den Zauberspiegel, den Damona King nicht mehr kontrollieren und nutzen konnte.

Er, Zarangar, hatte etwas geschafft, wovon Hunderte anderer dämonischer Feinde Damona Kings nur träumten. Er war in die perfekt gesicherte Hochburg der Hexe eingedrungen. Und er war nicht bemerkt worden. Die weißmagischen Schutzbanner sprachen nicht an. Der Zauberspiegel schützte ihn, obwohl er ursprünglich ein Relikt des Lichtes war.

Der Zauber hatte entsprechend lange vorbereitet werden müssen.

Sieben junge Frauen hatten auf dem Schwarzen Opferaltar ihr Leben aushauchen müssen, damit dieser Zauber manifestiert werden konnte. Damit der Tentakel durch die nebelhaften Dimensionszwischenräume ins Reich der Spiegeltiefen eindringen konnte. Und von dort aus emportauchen, zu dem Zauberspiegel in King's Castle.

Es war gelungen! Der Tentakel sondierte in das Zimmer hinaus. Er war so dicht vor dem Ziel. Der Zurückeroberung der Unterlagen, die Damona King in der Alten Abtei in den Lennox Hills erbeutet hatte. Noch hatte die Hexe sie nicht entschlüsselt, das wußte Zarangar. Aber jeder Tag brachte sie diesem Ziel näher, und die Operation siebte Große Mutter lief bereits.

Nein, er mußte die Unterlagen bergen – oder vernichten!

»Herr!« Wieder ertönte die quengelige Stimme des Familiaris-Dämons. Die Spinne kauerte jetzt an Zarangars Hals. Einer der langen, haarigen Füße hatte sich auf seine pochende Halsschlagader gesetzt.

Ein kaltes Gefühl breitete sich in Zarangars Magen aus. »Ich bin einverstanden – unter einer Bedingung.«

»Welche, Herr? Und bedenkt, daß es Euch selbst zugute kommt, wenn ich mein Präsent nehme! Ich tue es nur für Euch! Nur für Euch!«

»Ich will, daß der Zauber hält. Daß der Tentakel der ersten Großen Mutter die Unterlagen herausholt. Und Feuer legt. Dieses verdammte King's Castle soll brennen! Brennen, hörst du! Bis auf die Grundmauern soll es niederbrennen!«

»Das wird sich bestimmt machen lassen, Herr. – War das alles?«

Die Spinne bewegte sich wieder.

»Nein. Ich will endlich von dieser Pfeilwunde geheilt werden. Die Schmerzen schwächen mich. Für dich müßte es doch leicht sein, die Wunde vernarben zu lassen.«

»O Herr, nein!« Falls dies überhaupt möglich war – es zitterte jedenfalls so etwas wie Schrecken in der Wisperstimme des Familiars.

»Das ist mir nicht möglich. Vergeßt nicht, Herr, daß Euch ein Schwarzer Pfeil aus Kirgaal-Chans Köcher getroffen hat. Wohl von Damona King abgeschossen, doch nichtsdestotrotz ein Pfeil, der von Asmodis' persönlichen Vasallen in der Hölle gefertigt wurde!«

»Dann kannst du mir also in dieser Sache nicht helfen?«

»Nein, Herr, unmöglich. Die Wunde muß von allein heilen, nur so werdet Ihr auch die Schmerzen los.«

Zarangar dachte an Kirgaal-Chan, der jetzt irgendwo vor der englischen Küste auf einem alten Frachter namens Silver Arrow war, um den Transport der siebten Großen Mutter zu überwachen und auch bei deren Installierung in dem bereits vorbereiteten Höllenschacht dabei sein sollte. »Ist mit der siebten Großen Mutter alles in Ordnung?« wollte Zarangar noch wissen.

»Ja«, flüsterte der Familiaris. »Wie auch mit den anderen sechs Großen Müttern. Sie produzieren fleißig. Die Brutstätten des Bösen funktionieren. Die siebte wird den Ausstoß noch lohnender machen, denn wie Ihr ja wißt, Herr, sind die Großen Mütter noch mächtiger, wenn sie sieben an der Zahl sind.«

»Ja, ich weiß«, knurrte Zarangar unwillig. Er gestand sich selbst ein, daß er nur Zeit hatte schinden wollen. Der Familiaris wußte das sicher auch. Wieder wehte Spott in seiner antwortenden Stimme. Ein letzter Blick auf die Kristallkugel. Der Tentakel flimmerte, wurde schwächer, zog sich wieder in den Zauberspiegel zurück.

»Hol dir deine Belohnung!« zischte Zarangar, dachte daran, daß er für dieses Opfer ja auch eine gute Gegenleistung bekam. Das bißchen Blut, das ihm abgezapft wurde, brachte ihn nicht um. Er war zäh. Zäher als viele Dämonen. Er war ein würdiger Verbündeter des Höllenfürsten!

Der Familiaris-Dämon ließ sich nicht mehr bitten. Mit einem gierigen, hastigen Ruck stach er seine beiden Vorderläufe in die pochende Halsschlagader Zarangars, Blutstropfen quollen heraus, das Pochen verstärkte sich. Zarangar schloß die Augen nicht. Starr behielt er die Szenerie in der Kristallkugel im Auge, sah, daß sich der Tentakel stabilisierte. Und während er dies sah, erfüllte ein rasselndes Keuchen, wie es eine Spinne allein niemals produzieren konnte, sowie ein gieriges, blutrünstiges Schmatzen und Schlürfen die Stille, und der schwammige Spinnenkörper wurde prall und fett von Zarangars Blut…

***

Ein untersetzter, verzerrter Schatten geisterte über die Wand, die von den großen, wuchtigen Steinquadern gebildet wurde!

Damona King, gerade im Begriff, die letzte Stufe der Wendeltreppe hinter sich zu bringen, erschrak leicht, dann erkannte sie Henry.

Die gute Seele von King's Castle, wie alle den kleinen, in Ehren und steifer Würde ergrauten Allround-Butler nannten, kam ihr mit einer dicken, weißen, brennenden Kerze auf einem Porzellanuntersetzer entgegen.

»Oh, Miß King«, sagte er. »Ich hoffe sehr, Sie nicht erschreckt zu haben.«

»Wo?« erwiderte Damona, trat zu Henry und lachte in sich hinein.

Heute hatte der Gute wieder ein ganz besonders gestelztes Ausdrucksgebaren, um mal mit seinen Worten zu denken. »So spät noch unterwegs?« fragte sie. »Und dann noch hier oben? Warum denn?«

»Eines der Mädchen meldete mir, Miß King«, sagte Henry, unterbrach sich kurz, atmete durch und fuhr fort, »meldete mir, daß im dritten Stock des Nordturmes ein Fenster offenstehe. Bei diesem Wetter unverzeihlich. Ich kam, um es zu schließen, was ich mittlerweile hinter mich gebracht habe. Es muß vom Wind aufgerissen worden sein. Glücklicherweise jedoch – und es freut mich, Ihnen dies mitteilen zu können – ist das Glas nicht zu Bruch gegangen.« Er strahlte. Ein feines Leuchten war in den intelligenten Augen des alten Mannes. Das feine Gespinst der Altersfältchen rings um diese Augen zuckte leicht. Henry hielt sich kerzengerade in seiner schwarzen Livree, die Kerze zitterte leicht.

Damona setzte sich wieder in Bewegung, und Henry bot ihr an, sie mit dem Licht – wie er es ausdrückte – zu geleiten.

Ein paar Schritte gingen sie schweigend den kurzen Flur entlang.

Der Nordturm war groß, beherbergte jedoch mehrere Kammern, der Korridor war entsprechend begrenzt. Vor der Tür zu ihrer Geheimniskammer, wie Damona den Raum nannte, blieben sie stehen. Henry räusperte sich.

»Wenn ich die späte Stunde noch nutzen dürfte, Ihnen ein lang gehegtes Herzensanliegen vorzutragen, Miß King?« Es kam zögernd, als sei er selbst nicht so recht davon überzeugt, ob dies die rechte Stunde und der rechte Ort war, sein »Herzensanliegen« vorzutragen.

Aber Damona nahm dem alten Herrn nichts krumm. Er war schon Diener ihrer Eltern gewesen. In der Nacht, in der der Hexenjäger Brodkin gekommen, und ihren Vater und ihre Mutter umgebracht hatte, wäre beinahe auch Henry gestorben. Er war niedergeschlagen worden. Die treue Seele war ihr längst Freund und Vertrauter. Nur, er gab sich so verflixt steif, wobei er andererseits aber bestimmt väterliche Gefühle für sie hegte. Zugegeben hätte er dies wohl nie –

nicht mit Worten. Aber er ließ Taten sprechen, das genügte Damona.

Sie spürte ein leises Kristallklingen, das von dem steinernen Hexenherzen ausging, das neben ihrem richtigen Menschenherzen in ihrer Brust saß. Dieses Herz hatte einst der Hexe Asyhra gehört, doch war diese während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges den Opfertod gestorben. Oder besser: ihr Körper, denn ihr Geist wohnte noch immer in dem mittlerweile versteinerten Herzen. Und noch ein Geist wohnte dort. Der von Damonas ermordeter Mutter – einer abtrünnigen Hexe, die sich dem Guten verschrieben hatte. Vanessas Geist hielt den bösen Geist Asyhras in Fesseln, so daß er Damonas Körper nicht irgendwann einmal übernehmen konnte. Denn diese Gefahr war allgegenwärtig. Je öfter Damona King auf die Macht des steinernen Hexenherzens zurückgriff, sich ihrer bediente, um Gefahren abzuwenden, desto stärker würde Asyhras dämonischer Geist und desto größer war die Gefahr, daß Vanessas Geist nicht mehr stark genug war, sie niederzuhalten.

»Was ist?« fragte Damona, noch während ihr diese bedrückenden Gedanken durch den Sinn gingen.

»Nun…«, druckste Henry unsicher herum. »Ich weiß, es ist ungewöhnlich … was ich vorzubringen habe, und ich habe bestimmt kein Recht dazu … Es sei denn, das des Alters und des treuen Bediensteten ihrer seligen Eltern James und Vanessa …«

»Henry! Wir sind doch Freunde – bitte reden Sie es sich von der Leber…« Als Damona den leicht strafenden Blick bemerkte, verbesserte sie sich schnell: »Reden Sie freiweg.«

»Es betrifft Mr. Hunter«, erklärte er, straffte sich, wischte mit der Linken pikiert ein Stäubchen von seiner Livree. »Sie wissen, ich schätze Mr. Hunter sehr. Nie würde ich zulassen, daß jemand etwas Ehrenrühriges über ihn sagen, geschweige denn, ihm etwas antun dürfte…«

Wie er das sagte, hörte es sich an, als sei er ein Muskelmann von höchstens Dreißig, der jeden Feind heldenhaft allein durch sein glorreiches Aussehen in die Flucht schlagen konnte. Und bestimmt meinte Henry, was er sagte. Für Mike und sie wäre er durchs Feuer gegangen – auch wenn er dies, hätte er es beschreiben müssen, anders ausgedrückt hätte.

Jetzt aber rückte er mit seinem Anliegen heraus. »Ich habe mir Gedanken gemacht… Ähem, bestimmt wäre es ganz im Sinne der Tradition des Hauses King und somit Ihrer verehrten Eltern, Miß King, wenn Sie und Mr. Hunter … Ich meine…« Er atmete tief durch, raffte seinen Mut zusammen, der von der Gewißheit genährt wurde, daß das Brauchtum gewahrt werden mußte. »Nun, wenn Sie den heiligen Bund der Ehe eingehen würden.«

Jetzt war es heraus!

Damona hätte nicht damit gerechnet, wirklich – damit nicht. Sie starrte Henry perplex an, und er fühlte sich genötigt, zu präzisieren:

»Seit annähernd vier Jahren – seit dem grausigen Mord an Ihren Eltern – leben Sie mit Mr. Hunter zusammen. Er leitet mit Ihnen zusammen den Konzern Ihres Vaters – den King Konzern, eine Weltfirma. Er sieht blendend aus. Er weiß sich – was sehr wichtig ist, wie ich betonen möchte – zu benehmen. Er…«

Damona lächelte, legte dem alten Mann sanft die Hand auf die Schulter. Henry hob eine Augenbraue. Damona ließ sich trotzdem nicht davon abbringen, ihm kurz über die Wange zu streicheln.

»Sie sind ein Schatz, Henry!«

Er wurde verlegen, errötete. »Ich meine – ich fühle mich bemüßigt, Ihnen dies zu sagen. Die Nachbarn, die Haxlethorts, Lord und Lady, erkundigen sich bereits des öfteren. Es macht sich nicht gut, Miß King, wenn ich mir dies festzustellen erlauben darf. Sie sind so hübsch. Viele junge Männer der Umgebung – gutsituierte Herren – machen sich Hoffnungen. Der aufdringlichste ist noch immer dieser Sir Haslan Wessley, Sie kennen ihn ja. Ein impertinenter Mensch. Stellen Sie sich vor: Wollte mich dieser Gentleman doch tatsächlich mit einer Zehn-Pfund-Note bestechen, damit ich für ihn bei Ihnen vorstellig werde. Und…«

Damona nutzte ein kurzes Atemholen Henrys, um ihn zu unterbrechen. »Ob mit oder ohne Trauschein, Henry«, sagte sie sanft, denn sie wollte den alten Mann nicht vor den Kopf stoßen, »ich liebe Mike. Und nur ihn. Er erwidert meine Liebe. Wir beide haben schon so vieles gemeinsam erlebt, Trauriges und Schönes, und…« Sie zögerte kurz, lächelte Henry lieb an. »Ich werde es Ihnen in Ruhe erklären, Henry. Nicht jetzt, nicht hier oben, in diesem kalten und zugigen Flur, sondern…«

Das harte Poltern ließ sie schlagartig innehalten und lauschen. Das Geräusch war aus dem Zimmer gekommen, in das sie wollte, in dem der Zauberspiegel hing.

Den Nebel sah sie im gleichen Moment. Das heißt – nein, dies war kein Nebel, sondern Rauch. In dicken Schwaden quoll er unter der Tür hervor, in den Flur.

»Es brennt!« hauchte Henry verblüfft, halb zu sich selbst. »Aber wie ist das möglich?«

Damona schob den alten Butler sanft, jedoch energisch genug zur Seite. »Holen Sie Mike. Schnell. Er soll seine Luger mitbringen.«

Der alte Mann eilte auf seinen alterskrummen Beinen davon, während Damona sich der Tür zuwandte. Eine Waffe hatte sie nicht dabei. Sie hatte den weißmagischen Schutzbannern und Dämonenschrecken vertraut, die King's Castle bisher zuverlässig von jedem Eindringen von Dämonen abgesichert hatten.

Der Schlüssel fuhr ins Schloß. Ein metallisches Scharren. Ein hartes Knirschen, als sie ihn drehte. Damonas Herzschlag beschleunigte sich, ein harter, entschlossener Ausdruck legte sich auf ihr Gesicht.

Was würde sie hinter dieser Tür erwarten?

***

Eine Flammenhölle schlug ihr entgegen!

Lange, violette Feuerzungen leckten in den Flur heraus, trugen sengende Hitze mit sich und raubten Damona den Atem. Sie wich zurück. Die Blätter, die sie in der Linken hielt, behinderten sie. Daß sie nicht gleich daran gedacht hatte, sie wegzulegen. Sie wirbelte herum, rannte zum Treppenaufgang, legte sie dort ab. Dann wieder zurück. Schnell. Die Flammen loderten prasselnd und knisternd aus dem Zimmer heraus.

Es war kein normales – kein natürliches Feuer – das war ihr schon längst klar. In dem kleinen Raum gab es nur wenige Einrichtungsgegenstände, Regale, Bücherschränke, zwei große, antike Schränke, in denen sie besonders wichtige Dinge aufbewahrte, den Spiegel, einen Tisch, zwei Stühle.

Der Rauch ließ ihre Augen tränen. Damona zog ihren schwarzen Pulli über den Kopf. Anfeuchten konnte sie ihn nicht. Es mußte auch so gehen. Sie war nicht bereit, die wichtigen Utensilien, die in diesem Zimmer waren, den Flammen zu überlassen. Nicht kampflos.

Sie hielt den Atem an und stürzte sich in das lodernde Inferno.

Feuerkaskaden schlugen aus dem Steinboden, lohten hoch, tanzten, wirbelten, spien Funken durch die qualmerfüllte Hölle. Nichts war mehr zu erkennen. Nur grau herrschte vor, darin die Flammen. Damona wandte sich blindlings nach rechts. Dorthin, wo die Schränke standen. Das Fenster! durchzuckte es sie.

Es mußte geschlossen sein. Eine grausame Bruthitze herrschte. Sie torkelte vor. Feuer züngelte an ihr hoch. Sie hielt sich den zusammengeknüllten Pulli vors Gesicht, kämpfte sich tiefer in die Flammen hinein.

Und – die Flammen wichen rings um sie her zurück, dann auch vor ihr. Nur der Rauch war noch da. Wie Nebelschleier. Gefährlich.

Bedrohlich. Er schlängelte sich um ihre Waden, kroch höher, umwickelte sie.

Den schwarzen, von langen Borsten überwucherten Tentakel sah Damona erst, als es zu spät war. Er schnellte ihr entgegen! Blitzartig!

Wie eine überdimensionale Peitschenschnur!

Der Schlag saß!

Damona vollführte einen grotesken Purzelbaum rückwärts, fiel zu Boden, war benommen und lag auf dem Bauch. Das Lodern der Flammen war noch in ihren Ohren, die Flammen jedoch nicht mehr

da. Das magische Feuer war nur ein Bluff! Bisher. Jetzt aber schien es wirklich entzündet zu werden…

Sie roch es.

Das stachelte ihre Lebensgeister an, kitzelte sie hoch, ließ sie handeln. Ein schnelles Herumzucken. Ein Ruck. Sie stand. Das Grauen kam aus dem Zauberspiegel! Der schwarze Tentakel versprühte giftgelbe Flämmchen. Vor allem aber hielt er die Aktentasche umklammert, in der Zarangars Papiere waren!

Damit war Damona alles klar. Sie wußte jetzt, wer für dieses Spektakel verantwortlich war. Zarangar, der Mensch-Teufel, ihr skrupellosester und gefährlichster Gegner! Und daß der Tentakel – zu welcher Bestie er auch immer gehörte – nicht bloß darauf konditioniert worden war, die Papiere zu bergen, das erwies sich gleich darauf. Er tastete scheinbar schwerfällig herum. Unsichtbare Höllenaugen schienen Damona King zu fixieren. Sie war auf der Hut.

Aufhalten. Ich muß dieses Ding irgendwie daran hindern, einfach zu verschwinden. Mit den Papieren. Sie sind so wichtig.

Aber der Tentakel wollte auch gar nicht verschwinden. Flammen loderten wieder auf. Die Fünkchen, die der Tentakel ausspie, zeigten Wirkung! Der Tentakel selbst hatte auch noch etwas vor.

Er wollte die Gelegenheit nutzen – und Damona King töten!

Wie eine angreifende Klapperschlange raste er auf sie zu…

***

Damona pendelte mit dem Oberkörper geschmeidig zur Seite. Das schwarze, höllisch stinkende Ding raste vorbei, streifte sie nur – hinterließ einen Schock eisiger Kälte. Damona war gleichzeitig unterwegs. Weg. Außer Reichweite von diesem Höllending.

Wenn sie es berührte, dann -.

Der Tentakel war schnell. Eine lautlose Schleife, schon kam das Vorderstück wieder angeflogen. Von der Seite her. Gefährlich. Noch immer hielt es die Zarangar-Papiere.

Damona hechtete weg. In die Flammen hinein. Diesmal waren sie echt. Der Schreibtisch brannte. Gleißende Helligkeit sprühte vor ihr auf. Noch mehr Rauch. Ihre Augen tränten, doch als sie wieder auf dem Boden aufschlug und sich abrollte, vergaß sie die Tränen. Sie kämpfte hier um ihr Leben. Warum wirkten die Dämonenbanner nicht?

Warum war ausgerechnet der Zauberspiegel zu einem Durchschlupf für das Grauen geworden?

Sie riß einen Stuhl hoch, hielt ihn wie ein Löwendompteur vor sich. Der Tentakel schoß mit mörderischer Wucht heran. Schlängelte sich wenige Zoll vor den Stuhlbeinen weg, wollte seitwärts an sie heran. Damona war schneller. Eine Drehung. Ein Zustoßen mit dem Stuhl.

Der Ruck war so kräftig geführt, daß sich zwei Stuhlbeine in die schwarze, gummiartige, mit borstigem Haargeflecht überwucherte Masse hineinrammten. Blut sprudelte aus den Wunden. Es war kein rotes, menschliches Blut, sondern der schwarze, schmierige Lebenssaft von Dämonen!

Aus unbegreiflichen Fernen wehte ein Schmerzenslaut. – Der Schrei kam aus den Tiefen des Zauberspiegels!

Damona wich zurück. Der Tentakel wütete, peitschte umher, und wenn er sie traf, war sie erledigt. Der erste Schlag, der sie vorhin umgehauen hatte, saß ihr noch in sämtlichen Knochen. Sie war durchtrainiert, jedoch keine Superfrau, die alles wegsteckte.

Die Flammen kreisten sie ein. Auch der eine Schrank brannte jetzt.

Das war nicht zu schlimm. Das Holz war dick, bevor sich das Feuer durchfressen und die darin gelagerten und auch noch mit Schutzzaubern geschützten Materialien angreifen und vernichten konnte, mußte diese Sache hier entschieden sein.

Der Tentakel wischte waagerecht durch die Luft. Damona sprang hoch. Mitten im Sprung wurde sie erwischt. Von einem zweiten, dünneren Tentakel, der plötzlich aus der in brodelnder Bewegung befindlichen Spiegelfläche herausschoß. Knallhart war die Berührung. Und eiskalt. Eine Kälte, die schon wieder wie glühende Hitze wirkte!

Damona King schüttelte unwillig den Kopf und stellte fest, daß sie bereits auf dem Boden lag. Und nicht mehr wegkonnte, denn der dünnere der beiden Tentakel hatte sich mit schlingenden Bewegungen um ihre Körpermitte gerollt und drückte zu.

Ein widerliches, kaltes, pulsierendes Etwas. Es war brutal. Der Würger aus dem Spiegel besaß Höllenkräfte, denen sie nichts gleichwertiges entgegensetzen konnte. Mit schlängelnden Bewegungen zog er zu, Windung um Windung legte sich um ihren Körper, und dieses Zuziehen war noch nicht einmal das Schlimmste, so unglaublich sich das in ihrer Situation auch anhörte.

Das Allerschlimmste war die Kälte des Todes, die von dem Tentakel ausstrahlte! Sie brannte grausam. Sie juckte bestialisch, fraß sich wie flüssiges Feuer durch ihre Kleidung auf ihre Haut durch, und durch die Poren bis auf ihre Knochen, wobei sie letztere wie Säure aufzulösen drohten.

Der andere Tentakel schwebte zitternd, lauernd über ihrem Gesicht. Mit der Aktentasche. Mit den Zarangar-Papieren. Höhnisch.

Voller diabolischen Spotts.

Härter zog der Würger seinen gnadenlosen Griff zu, und die Grabeskälte wurde noch schlimmer, während Damona schlangengleich herumgewuchtet und über den kalten Steinboden, an dem brennenden Tisch vorbei auf den Zauberspiegel zugeschleift wurde…

***

Eine nackte Frau!

Ludowin Haxlethort zweifelte nicht an seinem Verstand, auch nicht, als er die großen, ledrigen Flügel sah, die in ihrem Rücken – zwischen den Schulterblättern – festgewachsen waren und sich unruhig bewegten, als sie in dem großen, prunkvoll eingerichteten Salon umherging.

Er wußte, die Nackte war Realität, denn vor Stunden hatte sie ihn lässig und mühelos zusammengeschlagen. Seitdem lag er hier, sein Gesicht verschwollen, ein Auge förmlich zugewachsen, sein ganzer Körper ein Meer von Schmerzen. Er war bewußtlos gewesen, hatte einen blutigen Geschmack im Mund und fühlte sich so elend wie seit Jahren nicht mehr.

Seine Erinnerung hatte auch Lücken, und als er das festgestellt hatte, versuchte er erst gar nicht, diese Lücken zu stopfen. Vorerst wenigstens nicht. Das, was er wußte, genügte ihm. Die nackten, geflügelten Frauen hatten ihn, seine Frau, Lady Haxlethort, und seine beiden Söhne Kellwyn und Conan überwältigt. Dann war dieser hochgewachsene Mann mit den silbernen Haaren gekommen. Dieser Mann schien den nackten, geflügelten Frauen Befehle erteilen zu können, denen sie auch gehorchten. Der stechende Blick des Mannes ging Ludowin Haxlethort jetzt noch durch und durch, wenn er nur daran dachte.

Also versuchte er, nicht mehr daran zu denken. Etwas tun! schrie es wütend in ihm. Er mußte etwas tun. Einen Ludowin Haxlethort überfiel man nicht einfach in seinem bescheidenen Heim.

Bliebe anzumerken, daß das *bescheidene Heim* ein immerhin recht ansehnliches und sehr gut erhaltenes trutziges Burggemäuer war, das bereits seit Jahrhunderten im Familienbesitz der Haxlethorts war, aber Ludowin neigte gern zu Untertreibungen. Er hielt das für schick.

Bewegungslos lag er da, ließ sich nicht anmerken, daß er wach war. Gefesselt hatten sie ihn nicht. Und dafür war höchstwahrscheinlich seine Ohnmacht verantwortlich. Sie hielten ihn für erledigt.

Die Nackte sah nicht zu ihm her. Gerade studierte sie ein großes Porträt, das seinen Urgroßvater zeigte. Ludowin Haxlethorts Gedanken jagten sich. Verteufelt, verteufelt, er war kein Held, auch wußte er nicht, wie man solcherlei Wesen unschädlich machte. Daß sie eine Kreatur der Hölle war, daran zweifelte er jedoch keinen Augenblick, schließlich kannte er sich in Sagen und Märchen aus. Hier, im Schottischen Hochland zu Füßen der Grampian Mountains hielt man noch auf solche Dinge etwas. Er schluckte, spürte, daß die Angst in ihm hochkroch. Und er dachte an seine Frau. Lady Clarissa Haxlethort. Sie hatte es am Herzen, die geringste Aufregung… Und seine beiden Söhne … Gottohgott. Kellwyn und Conan. Wo Conan doch so sensibel war. Ein Dichter und Schöngeist. Ludowin Haxlethort

spürte, wie sein Herzschlag jagte. Auch ihm bekam dieses verrenkte Liegen und die Aufregung nicht. Er war – äh – ziemlich korpulent. Die vielen Jahre, in denen er es sich hatte gutgehen lassen.

In Ermangelung einer besseren Idee blickte er die nackte Höllen-Lady an, und er dachte tatsächlich *Höllen-Lady*, denn er war seit frühester Kindheit darauf gedrillt, stets perfekten Umgangston zu wahren.

Sie sah wirklich gut aus. Diese Proportionen. Dieser hübsche Popo – der hätte bestimmt Rubens gefallen, denn er war füllig und prall und fest. Lange, blonde Haare hatte das geflügelte Wesen, das einen so gefährlichen und zermürbenden Schlag am Leib hatte.

Ludowin Haxlethort mußte sich gewaltsam zusammenreißen, nicht zu sehr ins Schwärmen zu kommen, denn diese Lady hier wollte sich bestimmt nicht in die lange Reihe seiner verflossenen Amouren einreihen lassen. Die wollte etwas anderes. Aber was?

Warum der Überfall? – Normale Einbrecher? Nein, nein, Unsinn.

Wenn er nur wüßte, wo sie seine Frau und die beiden Jungens hingebracht hatten. Sie hielten sie getrennt, damit wollten sie bestimmt verhindern, daß er oder einer von ihnen Dummheiten machten.

Schlimm, schlimm. Haxlethort schwitzte ganz erbärmlich. Dabei war ihm solcherlei Transpirieren lästig. Es ließ das feine Seidenhemd am Unterhemd festkleben und beides an seiner Haut.

Ach, wenn er nur jung genug wäre, dann würde er – Was? Sich auf dieses – Geschöpf stürzen? Sie war stärker als er.

Also räusperte er sich. Diplomatie. Vielleicht war er raffinierter.

Wo rohe Kräfte sinnlos walten…

Sie fuhr herum. Geschmeidig. Blitzschnell. Es war fast erregend anzusehen, wie die gewaltigen Muskeln und Sehnen ihres Körpers zusammenspielten. Ein Fauchen entblößte zugefeilte Zähne.

Zähne – wie sie ansonsten nur Kannibalen haben!

Ludowin Haxlethort transpirierte noch schlimmer.

»Äh, Miß, wenn Sie die Freundlichkeit hätten…«, begann er.

»Sei still!« zischte sie. »Sei still, oder…«

Er hob die Rechte. »Gemach, ich will doch nur wissen, wo meine Gemahlin und meine Söhne sind. Ist ihnen auch kein Leid zugefügt worden?«

»Sie leben. Noch.« Ein grausames Lachen. »Jeder in einem anderen Zimmer. Du hast in dieser Burg hier ja genügend davon. Jeder wird von einer meiner Schwestern bewacht.«

»Und dieser hochgewachsene, imposante Herr mit den silbernen Haaren -?«

»Unser Herr Zarangar?« Sie lachte. »Der ist beschäftigt.«

»Bebeschäftigt?«

»Er muß die Zeit nutzen, denn ein Zauber gelingt am besten, wenn

das Blut der Opfer noch warm ist.«

Ludowin Haxlethort wurde schwindelig. Er schloß die Augen. Seine fleischigen Lider waren zentnerschwer. Blut. Opfer. Ohgottohgott. Das war ein Alptraum. Aber was für einer! Jetzt war die Angst auch hoch genug gekrochen. Er klapperte mit den Zähnen.

Die nackte Geflügelte kam mit schwingenden Hüften auf ihn zu.

Ihre Brüste waren groß und fest. Ihr Bauch flach. Die Schenkel straff.

Herrgott, so etwas hatte er früher nie verachtet.

Sie packte ihn. Ihr Gesicht zeigte noch immer das wölfische Grinsen, ihre Augen waren sichelschmal und glitzerten.

»Sei still, warte. Bald verschwinden wir. Wenn du uns in Ruhe unsere Arbeit tun läßt, dann geschieht dir nichts. Andernfalls… Da…«

Sie versetzte ihm einen kraftvollen, jähen Stoß. Er wirbelte um seine Achse. Bisher hatte er ja auf dem kostbaren Perserteppich gelegen und somit das, was mit seiner kostbaren, mit Intarsienarbeiten versehenen Tafel angestellt worden war, nicht sehen können.

Jetzt aber kostete ihn der grauenvolle Anblick fast den Verstand.

Die Tafel, an der er mit den Seinen stets zu dinieren pflegte, war umfunktioniert worden. Grauenvoll umfunktioniert worden!

Zu einem Opfer-Altar!

Ein schwarzes Samttuch lag darüber. Schwarze Kerzen ragten auf, die nicht mehr brannten. Ludowin Haxlethort starrte auf die zahllosen Utensilien, die er nicht deuten und begreifen konnte, auf bleiche Menschen- und Tierknochen, auf Flakons, in denen geheimnisvolle Flüssigkeiten standen. Und er starrte nur deshalb so lange auf diese Dinge, damit er die Körper nicht ansehen mußte, die inmitten der kultischen Dinge auf der Tafel lagen. Nebeneinander aufgereiht. Sieben Mädchenkörper. Nackt. Bleich.

Tot!

Er zitterte wie Espenlaub, seine Beine versagten ihm den Dienst.

Der Schock der Erkenntnis spaltete ihm sämtliche Muskeln und Nerven und Sehnen. Die Beine knickten ein. Als wäre der Schwung des Stoßes, den ihm der Höllen-Engel versetzt hatte, erst jetzt wieder in Kraft gesetzt, torkelte er weiter, noch immer den grauenhaften Anblick vor Augen. Er fiel auf die Tafel zu. Auf den Altar, auf dem die Toten lagen.

Hinter ihm kicherte der Höllen-Engel bösartig.

Ludowin Haxlethort verlor die Besinnung. Das war gnädig. Aber den Anblick nahm er mit hinüber, in das dunkle Reich. Auf seiner Dinier-Tafel waren sieben tote Mädchen aufgebahrt.

***

Diese Satansbestie wollte ihr das Rückgrat brechen!

Damona King hatte nicht das Glück, ohnmächtig zu werden. Auch

wehren konnte sie sich nicht, ihre Arme wurden von dem frostkalten, muskulösen, vibrierenden Tentakel dicht an ihren Leib gepreßt.

Eine weitere Windung schnellte sich um sie, und die Wand samt Zauberspiegel war jetzt ganz nahe, ragte als schattenhafte Barriere mit einem schwarzen Fleck darin vor ihr auf.

Flammen zuckten und loderten über diese Barriere, doch konnten sie die Schwärze nicht wegtauen. Der Tisch brannte knackend. Holz platzte auf. Rauch wogte über dem Boden, und Damona bekam keine Luft mehr. Der Qualm sickerte in ihren Mund, ihre Nase, und der Tentakel mit seinem beinharten, unerbittlichen Zugriff tat das seine, sie zu erledigen. Ihr Körper wurde langsam, aber sicher zurückgebogen. Wie eine Stahlfeder. Bis zum Zerreißen! Glitschig war die Masse des Tentakels unvermittelt, glitschig und doch zäh und stark.

Ringelbewegungen überliefen die haarige Oberfläche.

Wie durch Nebel wurde Damona weitergeschleift. Halb besinnungslos keuchte sie – ein lächerliches, flaches Atmen, mehr nicht.

Ihre Augen waren aufgerissen. Tränenschleier legten sich über die Sicht, machten den Rauch, den Qualm noch monströser, unheimlicher. Noch mehr wurde ihr Körper zurückgezwungen. Ihre Muskeln spannten sich an. Sie leistete Widerstand. Nicht nachgeben. Atmen.

Wenn auch nur flach. Mike…

Damona kam es vor, als hinge sie schon seit Stunden hilflos im Griff dieses Ungeheuers. Dabei waren höchstens Sekunden vergangen. Aber vielleicht war das so, wenn man dem Tod ins Auge sah, wenn einen nur noch Bruchteile vom Ende des Lebens trennten….

Ja, vielleicht kostete man diese Bruchteile dann so aus, egal, wie schrecklich sie waren.

Damona schrie nicht. Es hätte nichts genutzt. Nur ihren Atem vergeudet. Der Tentakel zwang sie weiter zurück. Unmöglich, dem Druck weiter standzuhalten. Schweiß perlte über ihr Gesicht, verrann. Feuerspiele. Rötlicher Schein. Ein länglicher Schemen, der über ihr tanzte. Der andere Tentakel. Rauch.

Dabei war sie dem Ziel so nahe gewesen. Die Zarangar-Papiere hätten ihr und Mike endlich ermöglicht, Zarangars Pläne zu durchkreuzen, hätten ihn wertvolle Zeit gekostet, bis er neue teuflische Vorhaben ausgebrütet gehabt hätte.

Aus. Vorbei. Was jetzt kam, war der Tod. Mike war nicht schnell genug. Irgendwo knackte es. Ein fürchterliches Geräusch, als reiße ein völlig überspannter Muskel. Einer? Nein, mehrere! Dann knirschten und knisterten Knochen. Eine Täuschung? Einbildung?

Damona röchelte. Ihr Körper zuckte. Noch immer spannte sie ihre Muskeln an. Es war sinnlos, aber sie gab nicht auf. Noch nicht.

Nicht, solange sie das mit ihrem eisernen Willen steuern konnte.

Schmerzen bissen durch ihren Verstand. Sie war halb weggetreten, knirschte die Zähne aufeinander, dachte an das steinerne Hexenherz, versuchte, die schlummernden Kräfte zu wecken. Den Geist ihrer toten Mutter… Nichts. Nicht einmal ein feines Klingen, wie von sanft berührten Glashüllen. Keine Reaktion.

Nur Kälte. Und Schmerzen. Und dieser satanische Druck.

Der Tentakel riß sie nicht mit sich – hinunter, in die düsteren Abgründe hinter dem Zauberspiegel. Nein. Er wollte sie töten. Jetzt und hier. Und Zarangar, der dieses Streben steuerte, wußte, warum.

Schon ein paarmal war sie ihm in letzter Sekunde entwischt. Weil er seinen Triumph hatte auskosten wollen. Weil er sie länger hatte leben lassen, als unbedingt nötig. Heute wollte er diesen Fehler nicht mehr begehen.

Ein letzter Ruck, eine Windung des gewaltigen Tentakels, wieder das Knirschen, das Reißen… All diese furchtbaren Geräusche, die Damona anzeigten, daß ihr Körper zermalmt wurde, und daß sie das auf widernatürliche Weise bei vollem Bewußtsein miterlebte. Bis zum grausigen Ende …

***

Mike Hunters Tempo war kriminell!

Er raste den langen Steinkorridor nicht entlang – er flog. Eine widerwärtige Angst war in ihm. Die beflügelte ihn. Die Luger hielt er in der Rechten. Ben Murray, Laurie McIntire und sogar Claire Palmer und Henry mußten irgendwo hinter ihm sein, waren jedoch nicht so schnell.

Mike stürmte die Wendeltreppe hinauf. Sein Herzschlag wummerte doppelt so schnell wie normal, und das kam nicht vom schnellen Laufen, sondern von seiner Angst um Damona. Das Feuer im Turmzimmer… Das war doch bestimmt wieder ein verdammter Hinterhalt. Das Wie und Warum – und von wem – war ihm schnuppe.

Gegner hatten sie genug. Er hörte die Schleifgeräusche bereits, als er noch zwei Schritte von der weit offenstehenden Tür des Turmzimmers entfernt war.

Von der gewaltigen Feuersbrunst, von der Henry hastig gesprochen hatte, keine Spur!

Mike packte die Luger fester, erreichte die Tür, stoppte. Vorsichtig jetzt. Ein Röcheln. Etwas wurde über den Boden gezerrt. Etwas? – Damona!

Mikes Herz machte einen Satz. Er selbst auch – und zwar in den Raum hinein. Den langen, schwarzen Schatten sah er aus den Augenwinkeln, federte weg, die Luger kam hoch. Doch zögerte Mike einen Herzschlag lang, weil er dachte, es wäre vielleicht Damona.

Er wurde getroffen. An der rechten Schulter. Eiswasser schäumte

durch seine Adern. Er fiel. Brach einfach zusammen, als wären ihm sämtliche Sehnen gekappt worden. Das aber war zugleich sein Glück.

Der Schatten kam zurück, wie ein Bumerang. Und er hätte ihm bestimmt den Schädel vom Rumpf gefetzt, hätte er ihn erwischt. Irrsinnig war die Kraft dieses Dinges. Er wischte mit einem häßlichen Pfeifen über ihn, rasiermesserscharf, gewaltig. Mike wälzte sich weg, spürte erleichtert, daß er noch reagieren konnte und auch die Luger nicht verloren hatte. Knapp zwei Yards entfernt lag ein dunkles Knäuel. Es bewegte sich – zuckte, pulsierte.

Ein zweiter Tentakel, der – aus dem Zauberspiegel herausgewachsen war. Dünner als der, der ihn jetzt schon wieder attackierte. Mike fackelte nicht lange. Er feuerte. Der Schuß peitschte, das Mündungsfeuer mischte sich mit dem lächerlichen Flackern des brennenden Tisches. Der Tentakel zuckte zusammen. Mike hatte auf die Stelle gezielt, die unmittelbar aus der Spiegelfläche ragte. Getroffen hatte er weiter vorn, denn das Ding bewegte sich unablässig.

Wie ein Rammsporn zuckte es wieder auf ihn zu. Die Aktentasche

… Zarangars Aktentasche im Griff. Damit sah es nicht nur aus wie ein Rammsporn – es war einer. Mike entging dem hinterhältigen Schlag. Wieder spie die Luger Silber. Das Klatschen hallte überlaut, denn das Winden und Drehen der beiden Tentakel lief in gespenstischer Stille ab.

Nur das Gurgeln und Röcheln…

»Damona!«

Mike brüllte ihren Namen, raste auf das sich windende und zuckende Bündel zu, sah die langen, schwarzen Haare, die sich auf dem Boden ausbreiteten. Das bleiche Gesicht. Die zuckenden Augenlider, den offenstehenden Mund, aus dem ein Blutfaden lief…

Er pumpte das ganze Magazin Silberkugeln in die Tentakel hinein.

Der dicke verschwand. Mike hechtete hinterher, denn das Ding war sichtlich angeschlagen. Mike bekam die Aktentasche zu packen, hielt fest, krallte seine Fingerspitzen buchstäblich in das Leder hinein. Er schaffte, was er selbst nicht mehr geglaubt hätte – er bekam die Tasche frei, schleuderte sie hinter sich. Irgendwo schlug sie zu Boden. Ben war da. Auch er schoß. Zuckend kringelten sich die Tentakel zurück. Der dünne wollte Damonas reglosen Körper mit sich nehmen!

»Ben, los, wir packen das Ding!« Mike war an dem dünnen Tentakel, klammerte sich an dem eiskalten Schlauch fest, biß die Zähne zusammen, die wie unter einem Stromstoß aufeinanderklapperten.

Schmerzen! Rotglühende Nadeln fraßen sich in seinen Körper. Mike ließ nicht los. Ben stürmte heran, hielt noch immer die Luger, feuerte. Die Geschosse verschwanden in den dunkelvioletten Tiefen des Spiegels. Ob sie das Monstrum trafen, konnte niemand von ihnen sagen. Auch Ben hängte sich jetzt an den Tentakel. Er ruckte,

schlingerte, pendelte wie eine verletzte, halb tote Schlange hin und her, auf und ab – und ließ Damona nicht los.

Der Druck mußte sie töten. Wenn sie nicht schon tot war… Sie bewegte sich nicht mehr.

Mike handelte wie in Trance. Die Wut auf alles Böse, auf alle Schlechtigkeit dieser Welt entlud sich. Er wurde zum Berserker. Den Silberdolch hatte er sicherheitshalber auch in den Gürtel gesteckt.

Jetzt zog er ihn, spürte, wie ihm jede Bewegung schwerfiel, holte aus.

»… ihn durchschneiden!« kam Bens Stimme aus weiten Fernen verzerrt und verzackt.

Mike nickte wild, stach zu. Der Tentakel bäumte sich auf. Ruckte hoch. Mike wurde mitgerissen. Ben auch. Wie Fliegen klebten sie an dem eiskalten Ding. Und die Kälte griff auf sie über! Schlieriges Dämonenblut sprudelte. Mike stach zu, stach zu, stach zu…

Die Kälte machte seine Muskeln zu widerspenstigen, knarrenden Bändern, die nicht mehr funktionieren wollten. Seine Bewegungen wurden ruckartig. Eis kristallisierte in ihm, breitete sich aus.

Als es abrupt vorbei war, begriff er das erst einmal gar nicht. Der Tentakel kringelte sich zurück. Blut, überall. Aber das Ding war nicht durchgeschnitten, nur angekratzt. Damona hatte es dennoch losgelassen. Sie lag verkrümmt auf dem Boden, reglos. Atmete nicht.

Der Tentakel verschwand. Zog sich zurück. Pulsierte. Strahlte Kälte ab. Wütende Emotionen. Verärgerung über die Niederlage.

Ben Murray jagte ihm eine, zwei, drei Kugeln nach. Geweihte Silberkugeln, denen kein Schwarzblütler so einfach widerstehen konnte. Der Tentakel peitschte, wirbelte haltlos, wurde grau, zu Staub…

Ein flockiger, stinkender Regen zerfaserte, sank langsam nieder.

Endlich!

Die brodelnde Spiegelfläche, violettgrau, schwarz, erstarrte. Ben schoß abermals, und jetzt hielt auch Mike die Luger wieder in der Faust. Das Donnern der Schüsse wurde von fernen Schreien quittiert. Und das zeigte, daß das Ungeheuer die Kugeln wirklich nicht so einfach verdaute.

Die Spiegelfläche erstarrte, gefror. Wurde wieder zu Glas. Es ging schnell. Rasend schnell.

So schnell, daß die Kugel, die Mike zuletzt abgefeuert hatte, mitten in der matt glänzenden, jetzt von allem Staub befreiten Fläche des Zauberspiegels steckenblieb.

Und dann geschah das Wunder…

***

Der Familiaris-Dämon zuckte heftig zusammen!

Der dicke, prall mit Blut gefüllte Spinnenleib begann dunkelrot aufzuglühen, ein Leuchten, das feines, verästeltes Aderwerk sichtbar machte und die Haut transparent wirken ließ. Die langen, haarigen Spinnenbeine zappelten, verloren den Halt auf Zarangars nackter Schulter und rutschten ihm über die Brust herunter. Noch immer zuckend, fiel der Familiaris-Dämon zu Boden, während Zarangar aus seiner zusammengekauerten Stellung hochtorkelte, die Kristallkugel mit sich riß, als er aufstand.

Die letzten Bilder vom Kampf gegen Damona King, Mike Hunter und Ben Murray erloschen flackernd, aber noch immer war das blutrote Leuchten da, brach aus der Kristallkugel – und bildete einen schimmernden Faden zu dem Familiaris-Dämon hin, der auf dem Boden zuckte und pulsierte – und sich immer mehr aufblähte.

»Was ist passiert?« keuchte Zarangar unwillig.

Der Dämon gab keine Antwort, bewegte sich dafür jedoch im Kreis, zappelte, ein grotesker Anblick, wie sich die Beine vergebens abmühten.

Der Spinnenkörper schwoll an.

»Die Silberkugeln, Herr…«, ächzte die Gedankenstimme des Dämons.

»Aber ich denke, die haben nur die erste Große Mutter getroffen, die wir auf magische Weise durch den Zauberspiegel haben greifen lassen?«

»Nein. Nicht nur. Meine Magie hat dieses Unternehmen verstärkt, wie Ihr wißt. Deshalb meine Bitte um mehr von Eurem Blut, Herr. Es war nicht nur Gier meinerseits. Gewiß nicht…« Der Dämon röchelte. Das Zucken kam in längeren Intervallen. Der Spinnenleib dehnte sich aus, wurde kinderkopfgroß. Zarangars linke Hand umkrampfte die Kristallkugel. Sie war jetzt schwarz. Alle Bilder erloschen. Die schwarzmagische Verbindung war unterbrochen.

»Was soll ich tun, verdammt?« herrschte Zarangar den Dämon an.

»Der Bann… die Auswirkung des Silbers … Euch droht ebenfalls Gefahr, Herr. G-e-f-a-h-r!« Das letzte Wort preßte der Dämon unter irrsinniger Anstrengung heraus.

Für Zarangar kam die Warnung dennoch zu spät!

Das blutrote Leuchten explodierte, wurde zu einer gewaltigen Feuerzunge, die von der Kristallkugel ausbrach, auf seine Hand übergriff, sie umhüllte und den ganzen Arm hochloderte. Zarangar brüllte vor Schmerzen. Das war noch schlimmer als die Pfeilwunde.

Er fiel zu Boden, sah aus den Augenwinkeln, während er sich wie in brodelnder Säure wand und herumwälzte, daß der Familiaris-Dämon zerplatzte, etwas schlug in sein Gesicht, er verlor die Besinnung.

Schwärze!

Als Zarangar wieder zu sich kam, wurde er an der Schulter geschüttelt.

»Herr, wir müssen verschwinden!« sagte eine gehetzt klingende weibliche Stimme. Einer von Kirgaal-Chans Höllen-Engeln beugte sich über ihn. Zarangar sah in ein gar nicht so abstoßendes Gesicht, das besorgt wirkte. »Und – regt Euch nicht auf, Herr.«

»Warum sollte ich mich aufre…«

Zarangar verstummte. Zum ersten Mal seit langer Zeit fuhr ihm ein Schrecken durch den Schädel, daß er meinte, sein Gehirn werde ihm lebendigen Leibes gespalten. Mittendurch. Um seinen rechten Arm zu schonen, dessen Schulter noch immer unter der Pfeilwunde rumorte, hatte er die Kristallkugel in der linken Hand gehalten. Der blutrote Feuerschlag… Die Explosion …

Zarangar schüttelte entsetzt den Kopf, die Tatsachen blieben jedoch die gleichen, da biß keine Maus den Faden ab. Der Höllen-Engel starrte auf ihn herunter. Ausdruckslos. Solche Kreaturen konnten ohnehin kein Mitleid empfinden. Und das war es, was Zarangar seiner Meinung nach jetzt am nötigsten brauchte, denn ihn hatte ein fürchterliches Schicksal getroffen.

Er kam kaum richtig zur Besinnung. Um ihn herum Hektik. Drei Höllen-Engel waren in dem protzigen Living-room von Haxlethorts Castle, zu dem er sich mit brutaler Gewalt Zugang verschafft hatte, um nahe genug an King's Castle zu sein.

Die Höllen-Engel hatten es eilig, und auch der Familiaris-Dämon regte sich wieder. Ein schleimiger Klumpen am Boden. Der Dämon bildete sich neu. Der Spinnenleib war zwar zerfetzt worden, er selbst jedoch nicht zerstört. Einen Familiaris tötete man so einfach nicht.

Zarangar bekam es wie in Trance mit, während er sich von zwei der Höllen-Engel zur großen Doppelflügeltür schleppen ließ. Der dritte Höllen-Engel raffte seine Zauber-Utensilien zusammen.

Immer wieder dachte Zarangar: Nein, es ist nicht wahr! Es darf nicht wahr sein! Asmodis! Satan, Höllen-Kaiser!

Er bewegte seine linke Hand. Er fühlte sie, während er die Finger auf- und zurückbog, wieder zur Faust schloß. Aber auch das eigenartige Gefühl spürte er. Dieses fremdartige Gefühl. Und er hörte das leise Scharren. Und er wußte, daß er die Wahrheit gesehen, gefühlt, gehört hatte.

Sie eilten durch die hohen Hallen von Haxlethorts Castle. Am liebsten hätte Zarangar sämtliche Bewohner dieser Burg umbringen lassen. Aber dazu war keine Zeit mehr. Er wußte es. Die magische Verbindung konnte man sehr gut an den Ursprungsort zurückverfolgen. Er wußte nicht, ob Damona King tot war. Nach diesem ungeheueren magischen Konterschlag – etwas anderes konnte es eigentlich kaum gewesen sein! – war das allerdings nicht anzunehmen.

Also lebte sie. Und demgemäß *konnte* sie gut jeden Moment hier

aufkreuzen.
»Dieses verfluchte Weibsbild!« knirschte er hervor, während er automatisch lief. Von links und rechts, aus schmalen Korridoren, eilten weitere Höllen-Engel herbei, schlossen sich dem Pulk an, stützten ihn, als er kurz taumelte. Die Schmerzen lähmten sein Gehirn. Fiebrige Schauer durchtosten ihn.
»… möglicherweise«, hörte er jemanden hastig neben ihm sagen, »kann Asmodis helfen…«
Zarangar grub die Zähne in die Unterlippe, zeigte keinen Schmerz, denn das geringste Anzeichen von Schwäche würde schon genügen, um seine Autorität ins Wanken zu bringen. Er war nur ein Mensch, der unter Dämonen, Schwarzblütler-Kreaturen lebte und sogar eine einflußreiche Position innehatte. Also mußte er noch zäher, noch grausamer sein als diese Wesen. Auch grausam gegen sich selbst.
Das war auch nötig, denn das, was einmal sein menschlicher, muskulöser, sehniger linker Arm mit festem Fleisch und braun gebrannter Haut, seine linke Hand gewesen war, war jetzt nur mehr fahlgelber Knochen, der in einer ebenfalls knöchernen Klaue endete…

***

Die silberne Kugel steckte im Spiegel, und das Glas ringsum war wieder fest und undurchlässig. Kein Stückchen war abgesplittert, und es zeigten sich auch nirgends Risse und Verästelungen. Der Zauberspiegel war unversehrt!
Mike Hunter aber stellte dies nur beiläufig fest, denn viel wichtiger als dieser verflixte Spiegel war ihm Damona. Um sie kümmerte er sich, untersuchte sie flüchtig und zog sie dann von Wand und Spiegel fort, nachdem er sicher war, daß sie nichts gebrochen hatte.
Trotzdem jedoch war sie starr und steif. Nur schwach ging ihr Herzschlag, und dieser Zustand kam sehr wahrscheinlich von der grauenhaften Kälte des Tentakels.
»Ist sie okay?« erkundigte sich Ben Murray, der das Fenster aufgestoßen hatte und sich jetzt die Decke schnappte, die ihm Laurinda McIntire reichte. Henry stand bleich in der Tür, hielt unschlüssig einen Feuerlöscher in der Hand. Aber der wurde nicht gebraucht.
Ben klopfte die Flammen aus, die von dem verkohlten Holz aufstiegen. Qualm wirbelte, faserte auseinander.
Mike hatte sich mit der Antwort Zeit gelassen. »Sieht so aus. Jedenfalls lebt sie.«
Er hob Damona auf, stellte sie auf die Füße, hielt sie, als ihre Beine einknickten.
»Komm, ich helfe«, erbot sich Laurie. Gemeinsam hielten sie Damona, deren Körper die Kälte sogar ausstrahlte. Mike wußte nicht,

ob es richtig war, was er jetzt tat, aber er konnte nicht einfach die Hände in den Schoß legen und warten. Er und Laurie gingen mit Damona im Raum auf und ab.

»Sie muß sich bewegen«, erklärte er kurz. »Komm schon, Damona, Mädchen… Beweg deine Beine … Beweg dich!« Es hörte sich verzweifelt an. Damona reagierte nicht. Kalt und bewegungslos wie eine Statue hing sie zwischen Laurie und ihm.

Ben erstickte die letzten Flammen. Er hustete, fluchte ärgerlich, war aber auch zufrieden. »Dem Ding haben wir's gezeigt, was?«

»Den Hintermann kennen wir: Zarangar«, nickte Mike. »Nur der hat ein berechtigtes Interesse an der Aktentasche.«

Ben schnaubte, übersah ein letztes violettrotes Feuerzünglein und marschierte gewichtig dorthin, wo die Tasche lag, die Mike dem Tentakel im letzten Augenblick entrissen hatte.

Mike achtete nicht weiter auf ihn. Bewegen. Sie mußten Damona bewegen. Die Kälte nahm zu, oder? Wurde sie tatsächlich stärker?

Mein Gott… Schweißtropfen entstanden jetzt sogar auf Mikes Oberlippe. Kantig war sein Gesicht, strähnig die Haare.

Der violettrote Lichtstrahl war plötzlich da, leckte von dem winzigen Flämmchen am Tisch zu Damona herüber. Draußen, vor dem geöffneten Fenster, wetterleuchtete es. Der Silberschein verschmolz mit dem rötlichen der Flamme, eine Lichtbrücke entstand, flirrte durch die Luft, in der noch immer Rauch tanzte und wogte – und berührte Dämon Kings Brust.

Genau an der Stelle, an der das steinerne Hexenherz in ihrem Körper saß!

Von dem Hexenherz strahlte eine Erwiderung aus! Rötliches Licht fraß das Silberleuchten, färbte es ein. Ein blutroter Strahl brach aus Damonas Leib, ließ sie erzittern, tanzte durch die Luft, deutlich sichtbar wie ein Laserstrahl…

Und traf den Zauberspiegel. Die Silberkugel glühte plötzlich ebenfalls dunkelrot. Ringsum schlug die Spiegelfläche Wellen, unruhige Wellen, wie von einem leichten Wind getrieben.

Dann ging alles ganz schnell. Wunder gehen immer schnell. Dieser Gedanke durchraste Mike, während er perplex auf den Zauberspiegel starrte.

Dort entstanden Bilder. Magische Bilder. Vergangenheit? Zukunft?

Nächste Gegenwart?

Eine Burg. Trutzig. Düster in einer düsteren Nacht. Nebelfetzen krochen über die Wiesen und Felder, ein leichter Wind bewegte Baumkronen, wühlte in Sträuchern.

Schwere, tiefhängende Wolken jagten über den Nachthimmel. Gesichter erschienen aus der Düsternis heraus. Ein Mann. Feistes Gesicht. Hängebacken. Gutmütige Augen. Schnitt. Eine Frau.

Aufgetakelt, geschminkt, grellroter Lippenstift. Hageres, scharfgeschnittenes Gesicht. Zwei junge Männer. Mike kannte sie.

Die entsprechende Frage stellte atemlos Ben Murray, der die schwarze Aktentasche mit den Zarangar-Papieren hielt.

»Das sind Kellwyn und Conan Haxlethort«, antwortete ihm Mike, ohne den Blick vom Zauberspiegel zu nehmen.

Ein schlanker Mann rannte inmitten einer Horde geflügelter nackter Frauen durch weite Bäume, Hallen, eine Treppenflucht hinunter.

Zarangar und seine Höllen-Engel! Schnitt.

Ein Schiff tanzte auf sturmgepeitschten Wellen. Ein alter, rostiger Frachter. Düster. Schmutzig. Das Bild war so echt, als würde Mike direkt daneben in einem kleinen Boot stehen. Der Frachter schlingerte.

Schnitt. Aus einem höheren Blickwinkel: eine erhellte Kajüte. Drei Männer. Einer hielt einen Revolver. Feuerte. Orangefarben war die Feuerblume, die vor der Mündung aufblühte. Ein Mann brach getroffen zusammen. Der andere torkelte zur Tür. Dort stand eine Horror-Kreatur…

»Kirgaal-Chan!« entfuhr es Mike Hunter.

Der Verletzte ging über Bord, tauchte unter. Schwarze Wasser fraßen seinen Körper. Seine Leiche…? Der Mann war nicht tot, das wurde durch das nächste Bild klar … Ein heller, wäßrigblauer Morgenhimmel lag über der Küste. Backsteinhäuser. Männer gingen am Strand entlang. Ein Mann lag dort, bewegte sich schwach, rief um Hilfe, brach zusammen. Ohnmächtig. Es war der, der verletzt über Bord des Frachters gegangen war.

Damona zitterte in Mikes und Lauries Armen. Das Spiegelglas wurde schwarz. Schwarz wie die Nacht. Ein leises Flimmern lief darüber. Es schien Mike für den Bruchteil eines Augenblicks, als schrecke der Spiegel davor zurück, das nächste Bild zu zeigen…

Dann kam es doch. Blitzschnell. Für einen winzigen Sekundenbruchteil.

Düster. Unheimlich in einer gespenstischen Umgebung. Ein düsterer Raum, der unschwer als Schiffsladeraum zu erkennen war. Dann eine Menge Kisten. Und schließlich – ein gut zwei Yards durchmessendes schwarzes, pumpendes Herz!

Mike Hunter ahnte nicht, daß er die siebte Große Mutter sah…

***

»Du wirst leben. Die Magie des Spiegels hat dich beschützt.«

Sie hörte die leise gesprochenen, sanften Worte, die ihr wie Balsam waren, doch sie verstand sie nicht richtig, wußte sie nicht in den richtigen Zusammenhang zu den Geschehnissen zu bringen. Überhaupt: Was für Geschehnisse? Was war passiert? Die ganze Westminister Abbey mußte auf ihrem Schädel stehen, ihre Zunge war

ein geschwollenes, pelziges, gelbes Sofa. Oder so etwas ähnliches.

»Die Magie des Spiegels? Beschützt?« fragte sie zögernd zurück.

»Eine Magie des Lichts. Sie kann nicht umgepolt werden. Das Böse kann sie zu täuschen versuchen, mag sie vielleicht auch nutzen, doch muß es mit Überraschungen rechnen. Wie in diesem Fall. Zarangar…«

»Zarangar?«

Die Stimme ließ sich nicht beirren. Sie sprach weiter: »Zarangar sowie sein Familiaris-Dämon sind schwer angeschlagen.« Eine schnelle Folge von Bildern wirbelte durch ihren Sinn. Zarangar. Groß.

Wuchtig ragte er über ihr auf, als würde sie ihm zu Füßen liegen und gebannt zu ihm hochstarren. Er war zornentbrannt, schäumte vor Haß und Wut – und Schmerz. Dann sah sie seinen linken Arm, seine Hand… Knochen, fahlgelb schimmernde Knochen, die nur von zähen Sehnen zusammengehalten und bewegt wurden.

»Der Familiaris war nicht stark genug. Zarangar als Hexer taugt auch nicht viel. Noch nicht. Aber er lernt schnell. Und jetzt – wach auf… Dir ist nichts geschehen. Das Reißen und Bersten deiner Knochen war nur eine Illusion, um Zarangar und seinen Familiaris unvorsichtig werden zu lassen. Das hat geklappt. So war der Konterschlag möglich.«

»Wer bist du?«

»Kennst du mich wirklich nicht, Damona…? Denk nach. Schnell. Ich darf nicht zu lange mit dir sprechen.«

»Mutter!«

Ein leises Lachen. »Ja. Wach jetzt auf, Damona. Mike macht sich Sorgen, und es ist keine Zeit zu verlieren…«

»Der Spiegel, Mutter. Was ist mit dem Spiegel…? Wie konnte er…«

»Frag nicht. Es gibt Dinge, auf die muß es keine Erklärung geben – oder keine vollständige Erklärung. Der Spiegel war dir eine große Hilfe. Er hat sich dem Bösen nur scheinbar untergeordnet – und auch dies nur zwangsläufig. Zarangars Familiaris-Dämon war immerhin raffiniert, so erzwang er die Passage für den Tentakel der ersten Großen Mutter. Aber der weißmagische Spiegel hat zurückgeschlagen, als sich ihm die günstigste Gelegenheit geboten hat. Die Rache war grausam. Zarangar wird noch lange daran denken.«

Die erste Große Mutter, dachte Damona, wollte Vanessa auch fragen, was dies war, denn sie spürte, daß dieser Begriff sehr wichtig war – entscheidend wichtig. Doch da war nichts und niemand mehr, das oder der zu ihr sprach.

Sie wachte übergangslos auf.

***

Die Kälte des Todes war verschwunden. Alles war, als wäre nichts geschehen. Mike war da, Laurie, Henry – und Ben. Er hielt die

Aktentasche. In dem kleinen Turmzimmer stank es bestialisch nach Rauch – und den Ausdünstungen eines alptraumhaften, schlangenartigen Körpers. Die Erinnerungen waren da. Mike und Ben redeten um die Wette durcheinander, Laurie umarmte Damona, und Henry wußte nicht, ob er weinen oder lachen sollte.

Damona schniefte. »Laßt mich doch ganz, bitte!« bat sie.

»Na hör mal!« Mike setzte ein schiefes Lächeln auf. »Zuerst verschläfst du die interessantesten Action-Szenen, und dann noch Sonderwünsche. Du hättest mal Ben sehen sollen, und mich, wie wir uns…«

Damona seufzte theatralisch. »Ihr Helden!«

»Sie hat's erfaßt!« strahlte Mike. »Endlich hat sie's erfaßt.« Seine Erleichterung kannte keine Grenzen, und die Flachserei, mit der sie sich jetzt Luft machten, war mehr als nur redlich verdient.

Damona mischte fleißig mit. Mike erzählte, was ihnen der Zauberspiegel verraten hatte, und Damona berichtete von dem, was ihr der Geist ihrer Mutter mitgeteilt hatte.

»Dann sind die Teufel möglicherweise noch immer bei den Haxlethorts«, sagte Mike eifrig, und in seine Augen trat ein metallischer Schimmer. »Der Spiegel hat uns möglicherweise die Zukunft gezeigt, wie sie zu fliehen versuchen…«

Ben, ebenfalls schon ganz bei der Sache, erkundigte sich: »Wie lange brauchen wir von King's Castle zu den Haxlethorts…?«

»Mit dem Hubschrauber, mit dem ihr gekommen seid, höchstens fünf Minuten.«

Ben fummelte vor unterdrückter Nervosität an den Schnappschlössern der Aktentasche herum, während er zu einer Entgegnung ansetzte. Der Deckel platzte auf.

Heraus wirbelten allerdings nicht die Blätter des Stapels der Zarangar-Aufzeichnungen, sondern graue, schmierige Ascheflocken. Der heimtückische Angriff aus dem Spiegel heraus hatte also zumindest einen Zweck erfüllt: Die Aufzeichnungen des Mensch-Teufels waren vernichtet, unwiderbringlich verloren.

Es versetzte Damona einen Stich, aber ändern konnte sie daran nichts mehr.

Sie verließen das Turmzimmer. Henry war an ihrer Seite. Mike und Ben eilten mit großen Schritten voraus.

»Verstehen Sie jetzt, weshalb Mike und ich nicht einfach heiraten und eine richtige Familie gründen können, Henry?« wandte sich Damona an den alten Mann, der noch immer recht grünlich um die Nasenspitze herum war.

Er nickte, brachte jedoch kein Wort heraus. Wenigstens nicht gleich. Als sie die enge Wendeltreppe hinunterstiegen, krächzte er endlich: »Völlig, Miß King. Die Haxlethorts werden es auch verstehen.

Bestimmt. Wenn sie noch leben. Guter Gott.«

Dann kippte er mitten in der Bewegung um, und Laurie hatte alle Hände voll zu tun, den alten Mann zusammen mit Damona aufzufangen.

»Ich bleibe bei ihm«, sagte sie, als sie ihn gemeinsam in den Livingroom brachten.

Ben und Mike sahen auf. Mike lud gerade seine Luger durch und steckte sich zwei weitere Magazine in die Brusttasche seiner schwarzen Lederjacke. »Du bleibst auch hier, Damona.« Seine Stimme duldete zwar keinen Widerspruch, aber das ignorierte Damona.

»Vor keinen zwei Minuten hast du mir vorgeworfen, daß ich die interessantesten Action-Szenen verschlafe.« Sie reckte ihr bezauberndes Kinn kampflustig vor. »Glaubst du, jetzt lasse ich mich von dir abschieben? Ich komme mit.«

»Frauen«, sagte Ben Murray bedeutungsschwanger und sah Mike düster an.

»Hexen«, konkretisierte Mike genauso bedeutungsschwanger.

»Eben«, räumte Damona ein. »Gegen die ist kein Kraut gewachsen. Außerdem bin ich wirklich fit.«

»Wenn man sie so reden hört, könnte man es direkt glauben«, brummte Mike.

»Gott sei Dank.« Ben klopfte ihm auf die Schulter. »Was wären wir ohne unsere Damona!«

Ganz gleich, ob es jetzt gutmütige Piekserei war oder ernst, sie brachen jedenfalls keine zwei Minuten später auf. Damona hatte sich ebenfalls eine Schulterhalfter umgeschnallt, die Luger geladen, entsichert und eingesteckt, und auch ihren silbernen Dolch und einige andere spezielle Nahkampfwaffen, die sich gegen Dämonen bewährt hatten, steckte sie ein.

Laurie versprach, sich um Henry zu kümmern. Außerdem waren auch noch Thomas Warner, Claire Palmer und das Personal da. Thomas reagierte gar nicht, als sie aufbrachen, und Damona hatte keine Zeit, sich lange mit ihm zu befassen. Er hatte den Angriff aus dem Zauberspiegel vorausgesehen. Er hatte es gewußt.

Vielleicht wußte er noch mehr. Zu ärgerlich, daß sie ihn nicht fragen konnte – oder er es ihr nicht ganz einfach und unkompliziert sagte.

Der Aufbruch verlief hektisch. Auf der Treppe nach unten wandte sich Mike halb um und sagte: »Wenigstens haben wir noch die paar Seiten von Zarangars Rapport an Asmodis retten können, an denen du heute gearbeitet hast. Und wir haben auch noch die bereits übersetzten Seiten.«

»Die allerdings nicht viel hergeben«, fügte Murray hinzu.

»Die Große Mutter…«, sagte Damona nachdenklich. »Ich glaube, ich weiß jetzt, was das ist.«

»Das Ding, zu dem der Tentakel gehört. Das hast du uns vorhin schon gesagt. Und dir hat es deine Mutter gesagt.«
»Ja, aber ich glaube, ich weiß jetzt, wie die Große Mutter aussieht.«
»Das schwarze Riesenherz!« entfuhr es Mike, wobei Damona King bestätigend nickte.
»Es muß mehrere davon geben«, warf Ben ein.
»Ja, meine Mutter hat auch von einer *ersten* Großen Mutter gesprochen… Bleibt die Frage, welchen Zweck diese Großen Mütter zu erfüllen haben«, sprach Damona das Kernproblem aus, und allein der Gedanke daran ließ sie frösteln.
Sie durchquerten die weite Eingangshalle. Ben stieß die hohe Eingangstür auf. Wind fauchte herein, wehte auch trockene Blätter mit sich. Ein Unwetter kündigte sich an. Bald würde aus den heftigen Windböen Sturm werden, die tieffliegenden Regenwolken würden ihre Schleusen öffnen.
Keine gute Zeit für einen Flug mit dem Hubschrauber. Ben Murray hatte die Libelle mitten im Hof von King's Castle abgesetzt, und dort stand sie noch immer, ein großer, wuchtiger Schatten in der Nacht.
Sie stiegen ein. Ben quetschte sich hinter die Armaturen. Die Kontrollen leuchteten auf, rote und grüne Lichtpunkte, ein sattes Rumoren erdröhnte. Mike klappte die Plexiglastür zu. Ein kurzer Blick auf die Uhr. Damona fragte sich, ob sie noch rechtzeitig kommen würden. Würde Zarangar Zeugen am Leben lassen?
Der Hubschrauber stieg in die verwaschene Schwärze des Himmels auf, die trutzigen, breiten Steinmauern von King's Castle sackten nach unten, die wenigen erhellten Fenster wurden Lichtpünktchen wie von Glühwürmchen.
Mike sagte: »Wir haben genügend Fakten, so oder so. Der Zauberspiegel hat uns mächtig geholfen. Oder warst das du, Damona? Oder das Hexenherz?«
»Der Spiegel allein, Mike, ich hab's dir doch gesagt.«
»Gut, wir haben die Fakten. Damit läßt sich eine Menge anfangen. Dieses Schiff, das uns der Spiegel gezeigt hat. Der Mord. Der Mann, der über Bord gegangen ist und an der englischen Küste angespült wurde. Und dann die Kisten.«
»Sie transportieren eine Große Mutter. Ein dämonisches Riesenherz«, sagte Ben mit rauher Stimme. »Und von einem solchen Vorhaben hat uns heute abend Damona kurz erzählt. Davon war in Zarangars Aufzeichnungen die Rede, erinnert ihr euch?«
Mike nickte. »Dann läuft diese ›Installierung‹ einer der Großen Mütter jetzt gerade ab. Aber wo? Wo soll sie installiert werden? Und wieso? Zu was? Mit welchen Mitteln? – Stehen Menschenleben auf dem Spiel? Das birgt noch jede Menge Zündstoff, ist euch das klar?«
»Wir müssen den verletzten Seemann finden«, meinte Damona.

»Nachdem wir bei den Haxlethorts nach dem Rechten gesehen haben. Bestimmt kann er uns weiterhelfen. Er kann uns sagen, wie der Frachter heißt. Und wohin die Ladung – diese Kisten – transportiert werden sollte. Er muß etwas gesehen haben, das er nicht hätte sehen sollen, sonst hätte man seinen Freund und ihn wohl kaum abgeknallt.«

»Den Mann finden wir, und wenn wir die ganze englische Küste umgraben müssen«, knurrte Ben Murray entschlossen. Mike sagte ihm die Richtung, in der die Burg der Haxlethorts lag. Die Libelle raste durch Nacht und Wind und erste Regenschauer, die gegen die Plexiglaskanzel prasselten. Eine Weile schwiegen die drei.

Damona brach das Schweigen. »Egal, was diese Riesenherzen für einen Zweck zu erfüllen haben«, sagte sie leise. »Ein guter ist es bestimmt nicht. Schon der Gedanke daran… Brrr.« Sie schüttelte sich.

Es war kalt im Hubschrauber, die Heizung produzierte noch keine warme Luft, obgleich das Gebläse surrte.

»Wir haben sie!« sagte Murray plötzlich. Seine Stimme vibrierte.

Mit einem schnellen Griff schaltete er einen starken Scheinwerfer ein. Der dicke, helle Lichtstrahl schnitt durch Dunkelheit, Wolkenschleier und Regen. Durch die Plexiglaskanzel, auf der Regenperlen klebten und in traurigen Bächen nach unten liefen, sah man in der Tiefe die vagen Konturen einer Burg. Der Lichtstrahl wanderte, als Murray ein paar weitere Handgriffe an den Kontrollen vornahm.

»Seit wann hast du Adleraugen?« fragte Mike bissig, beugte sich vor und versuchte angestrengt, Einzelheiten auszumachen, was jedoch in der vorherrschenden nebel- und wolkengeschwängerten Finsternis gar nicht einfach war. Auch wurde der Regen jetzt stärker.

»Seit ich hinter fliegenden Teufelinnen her bin«, antwortete Ben Murray genauso bissig. »Da vorn. Jetzt hast du eine mitten im Lichtstrahl. Über dem Bergfried. Links.«

Mike Hunter stieß einen Piff aus; also sah er sie jetzt. Wie auch Damona King.

Ein Pulk von zehn, zwölf nur schemenhaft zu sehenden Höllen-Engeln schwang sich in den Nachthimmel…

***

Rick Adams fühlte sich auf ziemlich eindeutige Art und Weise ernüchtert, als Meriam betont konzentriert am Autoradio herumfummelte und einen Sender suchte, der Musik brachte. Momentan waren nur Störgeräusche zu hören, ein Rauschen, Zischen, Zirpen. Rick wußte natürlich sofort, warum sie das tat. Er hatte wieder zuviel geredet. Von seinem Beruf.

Am liebsten hätte er sich selbst irgendwo hingetreten, aber das war in seiner momentanen sitzenden Stellung schwer möglich. Also war es wohl das beste, er hielt vorerst ganz einfach den Mund. Das tat er

dann auch, wobei er einen knappen Seitenblick von Meriam erntete, halb erstaunt, aber sehr zufrieden.

»Endlich«, stellte sie trocken fest.

»Tut mir leid, ehrlich, Meriam.«

»Hoffentlich. Schließlich bist du nicht nur mit deinem verflixten Beruf und deiner Schreibmaschine verheiratet, sondern seit exakt elf Stunden und dreiunddreißig Minuten auch mit mir!«

Bevor er darauf etwas erwidern konnte, knallte etwas gegen das Bodenblech des alten VWs, der Ricks Meinung nach ohnehin nur noch vom Rost zusammengehalten wurde. Das Gefährt machte einen Luftsprung, rumpelte weiter.

»Was ist denn jetzt?« entfuhr es Rick Adams. Er strengte sich an, durch die vom Regen halb blinde Frontscheibe etwas sehen zu können. Aber da war nur Regen und schwarze Nacht. Die Scheibenwischer scheuerten über die Scheibe, aber das nutzte auch nichts. Rick trat auf die Bremse. Mit einem unwilligen Rumoren kam der VW zum Stehen. Die Lichtbahnen der beiden Scheinwerfer stachen in das trübe, schwarze Nichts. Rick blendete auf. Sinnlos. Keine Häuser, keine Wegschilder. Nichts.

Den Boden sah er auch nicht, aber irgendein gemeines, unruhiges Gefühl sagte ihm, daß hier gefährliches Gelände war.

»Wir sind von der Straße abgekommen, glaube ich.«

»Du warst ja auch voll auf deine Schauergeschichten konzentriert«, meinte Meriam süß. Es war kein Vorwurf, Rick wußte das. Nur eine Feststellung. Meriam duldete seine kleinen Macken, sie mochte sie sogar. Und er war nun einmal Schriftsteller, der sich seine Brötchen mit dem Verfassen von Horror-Romanen verdiente.

Da spukten ihm natürlich dauernd irgendwelche schlimmen Geschichten durch den Kopf, und die erzählte er dann eben Meriam.

Nur heute war das ganz bestimmt übertrieben gewesen. Zuviel des Guten, wirklich, denn heute hatten sie geheiratet, und dies hier war sozusagen ihre Hochzeitsreise. Viel Geld hatte er mit seinem Beruf noch nicht scheffeln können, aber es reichte, und so war er auch irgendwie zufrieden. Lieber arm und glücklich, als nur arm, sagte er sich, und Meriams erwartungsvoller Blick signalisierte ihm amüsiert, daß er schon wieder ins Reich des Grübelns abgedriftet war.

»Traumtänzer!« Es klang sanft.

»Am besten, ich steige mal aus, und sehe nach dem Rechten.«

Der VW-Motor wummerte zuverlässig. Das einzige vertraute Geräusch in dieser ungemütlichen Nacht, die doch ihre Hochzeitsnacht werden sollte.

Er löste den Sicherheitsgurt, drückte die Tür auf. Die Angeln waren rostig; ein Quietschen erklang, das ihm bis ins Mark fuhr. Dann aber fuhr ihm noch etwas anderes ins Mark, und er beeilte sich ganz

höllisch, wieder in den VW hineinzukommen. Der kurze Ausflug nach draußen hatte ihn klatschnaß gemacht. Regen lief über sein plötzlich teigbleiches Gesicht.

»Was ist denn?« fragte Meriam, als er ganz hektisch das Gaspedal durchdrückte.

»Wir stehen auf einem Bahndamm!« sagte er heftig. »Weiß der Henker, wie das möglich ist. Ich habe nirgends ein Warnschild gesehen. Und auch keine Bahnschranken!«

Der VW rumpelte über die Gleise. Rick Adams verknotete es den Magen, wenn er daran dachte, daß jeden Moment ein Zug heranrasen und sie erfassen, zermalmen, mit sich schleifen konnte. O Gott.

Was für eine Nacht. Was für Omen. Vielleicht hätten sie doch besser nicht heiraten sollen.

Dann waren sie von dem Bahndamm herunter, alles blieb still.

Kein Zug donnerte hinter ihnen vorbei, wie ihm das seine Phantasie prompt vorzugaukeln versuchte.

Rick atmete auf. Er war ziemlich fertig. Und auch Meriam war ein bißchen kalkig geworden. Das Radio produzierte häßliches Rauschen, denn Meriam hatte plötzlich nicht mehr weitergemacht mit ihrer Sendersuche. Die Scheibenwischer kratzten noch wüster über die Scheiben. Rick bremste wieder, stieg aber sicherheitshalber gleich darauf wieder aus und orientierte sich. Regen prasselte ihm ins Gesicht. Es war, als würde irgendwo über ihm in der Dämmerung ein riesengroßes Ungeheuer sitzen und Perlen in die Runde schleudern.

Matt sank er wieder in seinen Sitz und zog die Tür zu. »Ein Feldweg. Rechts und links Wald. Sauber. Dabei könnte ich wetten, daß wir gar nicht mehr weit von Walton on the Naze entfernt sind. Wenn dieser Regen nicht wäre, könnten wir bestimmt schon das Meer hören.«

»Warum bleiben wir nicht einfach hier stehen und warten, bis es hell ist?« fragte sie und drehte das störende Radio entschlossen aus.

»Verdammt ungemütlich für eine Hochzeitsnacht«, gab er zurück.

»Daß du auch immer nur daran denkst.« Sie lächelte, er konnte es spüren. Im VW war es nicht dunkel, denn der Schein des Abendlichts sickerte auch vage in den Wagen herein. Er überlegte. Was tun?

Meriam hatte schon recht. Vielleicht verfransten sie sich nur noch schlimmer, wenn er jetzt weiterfuhr. Er seufzte. »Ich hätte wirklich besser aufpassen sollen.«

»Hättest du«, nickte sie. »Aber dafür hast du um so spannender erzählt. Wenn du das alles genauso aufschreibst, dann wird es ein ganz toller Grusel-Schocker.«

Er schaute sie verblüfft an.

»Wirklich, Rick. Mir ist es ein paarmal ganz eisig kalt über den Rücken gelaufen. Brrr.«

Er war verlegen. »Jetzt fang du nicht davon an, sonst kann ich

wieder nicht aufhören.« Er lächelte, sie streichelte seine Wange, glitt zu ihm herüber, in seine Arme. Der VW ruckelte heftig, als er trotz laufendem Motor den Fuß von der Kupplung nahm. Dann war Ruhe.

Das Abblendlicht schaltete auf Standlicht. Es wurde düster. Dafür aber war der Kuß um so schöner. Ziemlich atemlos lösten sie sich voneinander.

»Schön«, sagte sie.

»Mhh.«

»Der Regen und die Dunkelheit und die Abgeschiedenheit hier haben auch ihre Vorteile. Die sorgen für eine ganz romantische Stimmung.«

»Hast du – keine Angst?« fragte Rick Adams leicht zögernd. Er fühlte sich schon irgendwie – eigenartig. Als würde er beobachtet.

Aber bei diesem Wetter? Wer sollte da schon unterwegs sein… Außer – Dämonen. Er mußte lächeln, hütete sich aber, diesen Gedanken auszusprechen. Genug fabuliert für heute.

»Nö«, erwiderte Meriam. »Wenn man mit einem Grusel-Autoren verheiratet ist, braucht man doch keine Angst haben.«

Die Logik war bestechend, fand er. »Ich fahre unseren Rolls von der Straße runter. Falls noch jemand um diese Zeit diese Route fährt und plötzlich feststellt, daß er auf dem Bahndamm angehalten hat.«

Gesagt, getan. Der VW tuckerte, Rick lenkte ihn an den Straßenrand. Dunkel wischten regennasse Äste über das Dach, ein Kratzen, ein Scharren. Das Hämmern der Regentropfen. Er schaltete die Wischer aus. Im Innern des VWs war es angenehm warm. Wenn etwas funktionierte an dieser Karre, dann die Heizung. Auch den Motor schaltete Rick Adams aus. Stille kehrte ein. Die romantische Stimmung, die Meriam vorhin erwähnt hatte – jetzt konnte er sie auch genießen. Das zauberte automatisch Frühlingserwachen bei ihm herbei. Und somit logischerweise die entsprechenden Gedanken an die Hochzeitsnacht.

»Sollen wir nicht versuchen, unser Zwei-Mann-Zelt aufzustellen?« fragte er leise und konzentrierte sich ganz auf die Wärme, die Meriam neben ihm ausstrahlte.

»Spinner!« sagte sie liebevoll. »Bei diesem Wetter?«

»Ich bin ein schneller Zwei-Mann-Zelt-Aufsteller«, tönte er und versuchte, sich in die Brust zu werfen.

»Aber der ganze Boden ist doch naß, und…« Sie unterbrach sich, kicherte, sah ihn an. »Verrückter Kerl. Aber… Vielleicht sollten wir das wirklich tun. Ich helfe mit, okay? Wir haben ja die Luftmatrazen.«

»Eben. Und unser VW hat nun mal keine Liegesitze. Mist. Daran hätten wir denken sollen. Dann hätte ich mir gleich den Jaguar gekauft.«

Sie lachten beide. Aber solche kleinen Gags gehörten nun mal zu ihren Konversationen. Das Leben war ohnehin trocken genug. Wenn

man schon kein Geld hatte, dann mußte man sich wenigstens eine gesunde sarkastische Einstellung dazu bewahren.

»Das muß alles wie am Schnürchen gehen«, brummte er im Generalstonfall. »Blitzschnell. Zackzack. Keine Pannen, sonst schwemmt es uns davon. Oder wir kriegen Kiemen.«

»Wäre nicht schlecht. Immerhin wollen wir an die See.«

»Naja. Mit Baden wird wohl nicht mehr viel drin sein«, gab er zurück. Aber während er dies sagte, schwirrten ihm die Erinnerungen an Raven Cliff durch den Sinn. Eine kleine, felsige Insel vor der Küste. Weite, menschenleere Strände. Zwar kiesig und steinig, aber wildromantisch. Im Herbst hatte man dort früher häufig große Krähenschwärme sehen können. Die Leute hatten die Tiere mit dem längst ausgestorbenen Raben verwechselt. Daher der Name der kleinen Insel. Raven Cliff. Nur ein einziges Haus gab es auf dem kleinen Eiland, ein uraltes Gemäuer, das von zwei lieben alten Leuten, Mrs. und Mr. Cullbright, bewirtschaftet wurde. Rick kannte sie schon seit seiner Kindheit, denn schon seine Eltern hatten auf Raven Cliff Urlaub gemacht. Die Cullbrights waren für ihn fast so etwas wie Großeltern.

Rick Adams freute sich schon auf den Besuch bei ihnen, denn seit vier Jahren war er nicht mehr auf Raven Cliff gewesen. Obwohl er den beiden alten Leutchen regelmäßig geschrieben und auch Antwortbriefe erhalten hatte, hatte er ein schlechtes Gewissen. Nicht einmal den Weg fand er auf Anhieb mehr von London hier heraus an die Küste.

»Na, wartest du auf besseres Wetter? Bereust du deinen Vorschlag schon?« stichelte Meriam lächelnd.

»Ich habe an Raven Cliff gedacht«, meinte er leise. »Hoffentlich ist noch alles wie früher.«

»Sie werden schon kein Kernkraftwerk auf der Insel gebaut haben. So verrückt sind die Herrschaften dann auch wieder nicht«, gab sie zurück.

Der Regen wurde jetzt noch stärker, obwohl er schon während der letzten Stunden nicht gerade schwach vom Himmel gefallen war.

Wie mit Hämmern hackte er auf das rostzerfressene Autodach, gegen die Scheiben, die Motorhaube. Regenfontänen putschten hoch wie kleine Geysire. In dem schwachen Standlicht flogen sogar Schlammspritzer hoch. Draußen tobte eine Hölle aus Regen und Wind.

Rick Adams aber dachte nicht daran, zurückzustecken. Zumindest versuchen; konnten sie es ja. Wenn das Zelt-Aufstellen dann absolut nicht klappte, konnte man immer noch Alternativen austüfteln. Außerdem würde es Spaß machen. Ein bißchen Regen brachte einen nicht um. Und welches frisch gebackene junge Ehepaar konnte schon von sich behaupten, daß es mitten in der Hochzeitsnacht und in

strömendem Regen ein Zelt aufgebaut hatte, um dem Brauch frönen zu können? Er mußte lächeln, als er daran dachte. Über den Spaß würden noch ihre Kinder und Kindeskinder lachen. Das war die Sache allemal wert.

Er zerrte den Zeltpacken vom Rücksitz nach vorn. Sie hatten ihr ganzes Gepäck auf den Rücksitz gepackt, denn der Kofferraum war dafür zu winzig. Meriam wollte immer gleich den halben Hausstand mitnehmen.

»Fertig?« fragte sie ihn, als er mit einem Grummeln und Brummeln – wohl, um die Wichtigkeit seines momentanen Tuns zu verdeutlichen – die nötigen Stücke begutachtet und sortiert hatte.

»Gleich. Sei froh, daß ich mit meiner Grusel-Geschichte nicht weitermache. Da kommt nämlich im nächsten Kapitel ein ganz böses Monster, das ein junges Ehepaar…«

»Schuft!« Sie zerraufte ihm die Haare.

»Immerhin opfere ich mich für dich auf! Keine Unbill ist mir zuviel!«

Sie belohnte ihn mit einem weiteren Kuß, er streichelte ihr langes, brünettes Haar, lachte ihr in die großen Augen und nickte dann.

»Auf geht's!«

Er stieß die Tür auf, nahm den Zeltpacken mit, während Meriam es sich nicht nehmen ließ, und auf der anderen Seite ebenfalls ausstieg, um ihm zu helfen. Regen schüttete in sein Gesicht. Es war kalt.

Ungemütlich. Rick orientierte sich. Das Standlicht gab nicht allzuviel Helligkeit ab. Büsche. Sträucher. Er war an einem Waldrand. Irgendwo flog ein Vogel auf. Wischte wie ein Schemen durch die Regennacht davon. Krächzte. Eine Gänsehaut kribbelte auf Ricks Rücken.

Aus der Gänsehaut wurde jedoch grausiges Entsetzen, als er plötzlich außer den Büschen und Sträuchern und Bäumen andere Details seiner Umgebung sah. Gütiger Himmel! rastete es in ihm ein. Meriam stieß einen spitzen Schrei aus. Also hatte sie die verwitterten Grabkreuze ebenfalls bemerkt. Sie waren an keinem normalen Waldrand gelandet.

Sie befanden sich in einem alten, wahrscheinlich schon lange aufgegebenen, verwucherten und verwilderten Friedhof!

Rick wurde schreckensbleich…

***

Der Anblick der auffliegenden Höllen-Engel verschlug Damona King im ersten Augenblick den Atem. Dabei war es kein ungewohntes Bild, denn in den letzten Wochen war sie oft mit Zarangars geflügelten Dienerinnen konfrontiert gewesen. Zu einer Entscheidung hatte es jedoch nie kommen können, denn so viel Höllen-Engel sie auch bereits abgeschossen hatte, es waren immer wieder neue hinzugekommen. Zarangar und der Fürst dieser Höllen-Engel, Kirgaal-Chan, schienen

über, unbegrenzte Reserven dieser skrupellosen Wesenheiten zu verfügen.

Daran mußte Damona King jetzt denken, während Ben Murray den Hubschrauber mit Full-Speed auf die Meute des Satans zuschießen ließ. Ein metallisches Schnappen: Mike Hunter entsicherte seine Luger, behielt die Waffe dann in der Faust.

Ohne daß sie sich hätten absprechen müssen, stand ihr Vorgehen fest. Sie würden die Teufel nicht einfach in Nacht und Wolken entkommen lassen. Nicht, wenn sie das Verhindern konnten.

»Seht ihr irgendwo Zarangar?« erkundigte sich Damona vom hinteren Sitz aus.

Ben ließ den Scheinwerferstrahl kreisen. Die Höllen-Engel waren mittlerweile natürlich auf den Hubschrauber aufmerksam geworden. Schneller flatterten die großen, ledernen Schwingen und trieben die schlanken, nackten, vom Regen wie gelackt glänzenden Frauenkörper davon.

»Nein, Damona«, sagte Ben nach einer Weile. Mike nickte bestätigend.

»Aber er muß bei ihnen sein. Der Zauberspiegel hat ihn doch gezeigt.«

»Er kann es vorgezogen haben, zu Fuß zu verschwinden. Oder mit einem Wagen. Warum soll ein Schurke sich immer seinen Vasallen anschließen? Zarangar ist ein gerissener Fuchs. Bestimmt weiß der schon, daß wir kommen.«

»Oder er ahnt es zumindest«, schwächte Mike Hunter ab. »Sag mal«, meinte er dann, als wäre ihm dieser Gedanke erst gerade gekommen. »Weißt du, was mit seinem Arm und seiner Hand passiert ist?«

»Die Rache des Spiegels«, murmelte Damona, nur halb bei der Sache, denn die Höllen-Engel teilten sich jetzt.

»Die greifen an!« entfuhr es Ben.

Und Mike ruckte plötzlich vor, als wolle er seinen Schädel durch die Plexiglassscheibe stoßen. »Da ist Zarangar doch! Zwei von diesen Flügelwesen tragen ihn in einer Art Halteschlaufe. Seht ihr ihn auch?«

»Ja.«

Aber Damona war sich ganz sicher, daß sie diese beiden Höllen-Engel vor kaum zwei, drei Sekunden schon gesehen hatte, allerdings ohne Zarangar. Also mußte er sich entweder auf schwarzmagische Weise unsichtbar gemacht haben, oder das, was sie jetzt sahen, war eine Illusion. Sie konnten es sich aussuchen. Eine Rolle spielte es allerdings nicht. Der Luftkampf war so oder so nicht mehr abzuwenden.

In einem weiten Kreis faserten die zehn Höllen-Engel aus. Ihre Absicht war klar: Sie wollten ihren Herrn auf jeden Fall vor der weiteren Verfolgung durch den Hubschrauber schützen. Sie wollten verhindern, daß die Verfolger nahe genug kamen, um auf Zarangar

schießen zu können.

Ben zeigte, daß er seinen Pilotenschein nicht in der Lotterie gewonnen hatte. Er zog die Libelle hoch. Mike Hunter warf ihm einen kurzen Seitenblick zu, fragte: »Du bist hoffentlich nicht gegen Zugluft empfindlich, Alter?«

»Nur gegen Höllenwesen. Mach schon, Mike!«

Mike Hunter nickte. Nichts war mehr von seinem sonst so jungenhaften, umgänglichen Wesen übrig. Nicht jetzt. Jetzt war er der Jäger, der Rächer zahlloser Unschuldiger, die durch die Dämonen hatten leiden müssen. Keine Gnade gegen diese Kreaturen. Er öffnete die Seitentür mit einem energischen Ruck, lehnte sich leicht nach rechts. Die Sicherheitsgurte hielten ihn. Regentropfen wurden ins Innere, gewirbelt, auch fauchte kalte Luft herein. Wolkenschleier trieben rasend schnell vorbei. Schon waren die Mauern von Haxlethort Castle unter ihnen von der Nacht verschluckt. Aber die Höllen-Engel waren da.

Vor ihnen. Und sie wichen nicht aus. Die nackten, geflügelten Körper schwangen sich geschmeidig durch die Nachtluft heran. Manche der Höllen-Engel hielten Waffen. Dreizack-Speere, Messer, Knüppel, andere engmaschige Netze, die sie mit wilden Rufen, die ihnen der Wind jedoch von den Lippen fetzte, schwangen.

»Paß auf die Netze auf, Ben«, sagte Damona knapp. Diese Dinger konnten verdammt gefährlich werden, wenn sie sich um die Hubschrauber-Rotoren wickelten. Ben Murray wußte das. Er nickte. Er würde aufpassen.

Damona saß wie auf brennenden Kohlen. Von hier hinten hatte sie nicht viele Möglichkeiten, in den Kampf einzugreifen. Auch sie hatte ihre Luger gezogen. Entsichert hielt sie die Waffe in der Faust. Ihr Herzschlag dröhnte in den Ohren. Sie war nervös. Die Luft und die Nacht – beides waren die natürlichen Lebensräume der Höllen-Engel…

Zarangar war bereits weit entfernt. Ben ließ den Hubschrauber weiter aufsteigen, wich dem ersten geballten Angriffspulk der Höllen-Engel aus, die sich in selbstmörderischer Wildheit *dem* Hubschrauber entgegenwarfen.

Mike feuerte. Damona reckte den Hals. Einer der Höllen-Engel schräg unter ihnen zuckte zusammen. Seine rechte Hand krampfte sich über einer Stelle des Körpers zusammen. Getroffen. Das Wesen aus der Hölle krümmte sich, trudelte ab, die Schwingen bewegten sich kaum mehr.

Es verschwand hinter ihnen in der Düsternis. Wetterleuchten erhellte den Horizont. Ein Scherenschnitt wurde aus der Nacht gerissen. Dann wieder Finsternis. Ben flog souverän. Mike erwischte zwei weitere Höllen-Engel. Auf diese Distanz und unter diesen Lichtverhältnissen eine Leistung. Eine Schleife. Mike wurde leicht herumgerüttelt.

Das rettete ihm das Leben, denn in diesem Sekundenbruchteil raste ein Dreizack durch die offene Tür herein. Von oben war der Stoß geführt. Mike riß sich in den Hubschrauber zurück. Noch ein Stoß.

Metallspitzen schrammten kreischend über Stahlteile der Verstrebungen des Hubschraubers.

»Die kommen von oben!« rief Ben. Er ließ den Hubschrauber wegsacken. Jetzt bewies es sich, was für ein gut eingespieltes Team sie waren. Mike paßte auf. Ein Schatten wurde kurz sichtbar. Der Höllen-Engel klammerte sich am Dach fest. Auf der Plexiglaskanzel.

Damona sorgte dafür, daß er dort nicht lange genug blieb. Ein sauberer Schuß traf die Kreatur des Teufels in dem Bruchteil, als sie sich vorbeugte, um einen dritten Angriffsstoß auf Mike zu versuchen. Sie wirbelte davon, ein zuckendes, sich überschlagendes und mit Händen und Beinen fuchtelndes Bündel.

Der Lichtstrahl riß weitere Höllen-Engel aus dem Dunkel. Von allen Seiten kamen sie jetzt. Von oben, unten, links, rechts. Ben flog Freistil. Mike feuerte, traf jedoch nicht mehr.

»Zarangar ist weg«, stellte Ben kurzatmig fest, während er sich mit dem linken Unterarm den Schweiß von seinem angespannten Gesicht wischte.

»Dafür aber sind um so mehr von seinen Lieblingen da!« gab Damona sarkastisch zurück. »Geh tiefer. Hier oben sind sie im Vorteil!«

Ein schwerer, geschmeidiger Körper krachte frontal gegen die Kanzel. Schwarzes Blut sprühte, wirbelte wie ein teuflischer Regen, floß über die Kanzel. Der zerschmetterte Körper flog davon, haltlos, tot.

»Das sind Kamikaze-Flieger!« rief Mike, um den hereinbrausenden Fahrtwind zu übertönen.

»Sie wissen, wer in diesem Hubschrauber sitzt«, gab Damona zurück. »Um uns zu erledigen, ist ihnen kein Opfer zu hoch.«

Der nächste Körper. Ein Krachen, Splittern. Schwärze hüllte sie ein – die Schwärze von Dämonenblut! Mike zog die Seitentür zu. Krallenhände wollten ihn daran hindern. Jemand zog von außen in die andere Richtung. Mike ließ los, die Tür ruckte zurück, ein Schatten wuchs draußen auf – und verschwand sehr hastig, denn Mike Hunter und Damona King feuerten synchron.

Ben Murray fluchte, drosselte die Geschwindigkeit, das rasende Kreiseln des Hubschraubers hörte auf, die Maschine sackte nach unten weg. Damona glaubte, ihr Magen würde ihr durch den Hals aus dem Leib gezogen. Mike hatte die Seitentür geschlossen. Er klapperte mit den Zähnen, ihm war kalt. Der Scheinwerfer traf keinen Höllen-Engel mehr. Sie schienen verschwunden zu sein.

Aber das sah nur so aus, denn in diesem Moment krachte es wieder, direkt über ihnen, die Rotoren kreischten, sekundenlang hörte es sich so an, als sei ein Körper in eine Häckselmaschine geraten, und sowohl

Ben, als auch Mike und Damona wußten, was das zu bedeuten hatte.
Einer der Höllen-Engel hatte sich in die Hubschrauber-Rotoren geworfen, um die Maschine so zum Absturz zu bringen, und sein Plan ging auf!
Mit einem pfeifenden, winselnden Jaulen schmierte der Hubschrauber in die schwarze Tiefe ab…

***

Der grellrote Lichtblitz der Explosion stach durch die tintenschwarze, unheilvolle Nacht! Gleich darauf folgte das peitschende Krachen.
Trümmer regneten durch die Luft, zogen wie Kometen ihre hellglühende Bahn und sanken dann verblassend wieder herunter. Das Wasser war vom Feuerschein erhellt, ein beweglicher, schwankender Teppich. Das rumorende Grollen wollte nicht verstummen.
Dann folgte die zweite Explosion, die dritte…
Anthony Godfrey, Kapitän der Silver Arrow, stand verkrampft auf der Veranda im ersten Stock des alten Herrenhauses von Raven Cliff und konnte es nicht fassen. »Das wollten Sie mir zeigen, Kirgaal-Chan?« preßte er schwach hervor, während er sich wenigstens um eine gewisse Haltung bemühte.
»Genau das«, bestätigte das monströse Wesen in der schwarzen Höllenrüstung neben ihm, und die gewaltigen Federflügel, die mit seinem Rücken verwachsen waren, bewegten sich wie zu einer zusätzlichen Bestätigung.
»Warum?« fragte Godfrey und wandte sich von dem brennenden und sinkenden Wrack ab, das einmal sein Frachter gewesen war.
Nicht, daß er zu sehr an dem alten Rostkübel gehangen hätte, aber ein böses Gefühl sagte ihm, daß mit der Vernichtung seines Silver Arrow die Sache noch lange nicht erledigt war. Als Kirigaal-Chan beharrlich schwieg, setzte Godfrey noch hinzu: »Wir haben die Kisten auf die Insel gebracht. Meine Männer haben geschuftet wie Tiere. Wir haben das Riesenherz ausgeladen und in dem verdammten Schacht installiert, genau wie Sie es haben wollten. Keiner von uns wird auch nur einen Ton darüber verlieren…«
»Nein, das werdet ihr wirklich nicht«, stimmte Kirgaal-Chan zu.
Auch er sah jetzt von dem Wrack weg, zu dem neben ihm stehenden, wesentlich kleineren Mann. Godfrey war ein Schleimer – wenigstens ihm gegenüber.
»Na also. Warum also haben Sie den Frachter in die Luft gejagt?«
»Weil ihr ihn nicht mehr braucht«, erklärte Kirgaal-Chan, sein Knochenmaul öffnete sich, was wohl ein Grinsen andeuten sollte.
Die roten Höllenfeuer in den Augenschächten glühten auf, und Godfrey wußte nicht, ob das der Widerschein des Feuers war, oder so etwas wie die Augen des Dämons. Er bekam Angst. Und dazu hatte er

auch allen Grund, das bewiesen ihm die nächsten Worte des Unheimlichen. »Ihr braucht den Frachter wirklich nicht mehr. Und ihr werdet schweigen. Weil ihr nämlich alle tot sein werdet.«

Godfreys Hände krallten sich um das Veranda-Geländer. Sein Kopf war wie mit glühendem Eisen ausgebrannt.

Im Plauderton fuhr Kirgaal-Chan fort: »Eigentlich hättest du dir das denken können, nachdem du selbst deine beiden Matrosen Alan Trevor und Mickie Parsons erschossen hast. Auch sie haben die Große Mutter gesehen, und jeder, der die Große Mutter sieht, muß sterben. Sie ist eines der größten Geheimnisse der Hölle.«

Godfrey wich zurück. »Vielleicht habe ich es mir gedacht, Kirgaal-Chan!« Und er riß den silbernen Brieföffner aus dem Gürtel, hielt ihn stoßbereit in der Rechten. »Ich lasse mich von dir nicht einfach umlegen. Meine Männer wer…«

»Deine Männer sind bereits tot«, sagte Kirgaal-Chan gnadenlos.

Godfrey schüttelte das Entsetzen. Er hatte seinen Meister gefunden. Dieses Höllenwesen war noch weit schlimmer als er. Und vor allem – stärker. Er mußte aufpassen. Vielleicht, wenn er geschickt war…

Kirgaal-Chan wirkte gelangweilt. »Du kommst von hier nicht mehr weg, Godfrey«, erklärte er, wandte sich um, ignorierte die Silberwaffe, die ihm durchaus gefährlich werden konnte, wenn sie richtig eingesetzt wurde, und sah wieder auf das Meer hinaus. Dort war jetzt die Dunkelheit wieder eingekehrt. Der Frachter war durch die Explosion gründlich zerfetzt worden und rasend schnell gesunken. Spurlos. Morgen früh würde man vielleicht noch ein, zwei Wrackteile am Festland drüben angeschwemmt finden, aber das wäre auch alles. Im Sturm gesunken, würde es heißen. Der Plan war teuflisch perfekt, begriff Godfrey. Er war unschlüssig. Angreifen wagte er sich nicht. Also Rückzug. Er tastete sich auf die Tür zu, die von der Veranda ins Innere des großen, alten Hauskastens führte. In ein gemütliches, altmodisch eingerichtetes Wohnzimmer hinein, in dem die beiden alten Leutchen Mrs. und Mr. Cullbright ihr Leben verbracht hatten.

»Du kommst nicht weg«, wiederholte das geflügelte Höllenwesen.

»Dafür gibt es mehrere Gründe. Einmal, weil ich es nicht zulassen werde. Zum zweiten, weil ich dich brauche. Die Große Mutter ist hungrig. Sie wird dich fressen.«

»Nein!« keuchte Godfrey. Er schüttelte den Kopf. Hob die Hand mit dem Brieföffner. Spitz lief die Klinge zu. »Ich lasse mich nicht an dieses – dieses Monstrum verfüttern, ich…«

»Du wirst nicht gefragt!«

Und damit schnellte Kirgaal-Chan herum. Eine blitzartige Bewegung, durch einen kräftigen Ruck seiner Schwingen noch beschleunigt. Er war so schnell heran, daß Godfrey nicht einmal mehr aufschreien konnte vor Angst. Ein Fausthieb hämmerte gegen sein weiches,

doppelkinnbehangenes Gesicht. Er sackte in sich zusammen, Kirgaal-Chan fing ihn auf.

Godfrey mußte sich übergeben, während ihn der uralte Fürst der Höllen-Engel mit sich schleifte. Die Schuhspitzen des Kapitäns kratzten über den Teppichboden. Dann die Treppenstufen hinunter.

Godfrey bekam es in Trance mit. Er würgte noch immer. Nicht diesen Tod, hämmerte es in ihm. Den silbernen Brieföffner hatte er verloren. Damit stand sein Schicksal fest.

Höllen-Engel glitten aus den schattigen Korridoren des Hauses herbei.

»Weg! Auf eure Posten. Ich brauche euch nicht«, herrschte Kirgaal-Chan seine Untergebenen an. »Dies hier erledige ich selbst. Der Großen Mutter zu Ehren.«

Die Höllen-Engel fauchten, verneigten sich und verschwanden wieder.

Godfrey wurde kalt, als der Geflügelte mit ihm die Kellertreppe hinunterstieg. Denn im Keller war der Schacht. Der Höllenschacht, wie Kirgaal-Chan ihn genannt hatte. Der Kapitän versuchte, sich zu wehren. Er wand und krümmte sich. Schlug nach dem Helm, den der Unheimliche trug, und der sein Knochengesicht verdeckte, nur die Augen und die Mundpartie freiließ. Ein Modergestank strömte von diesem muskulösen, scheinbar vor Leben sprühenden Körper aus, der Gestank des Todes und der Verwesung.

Der Keller!

Ein dunkles Loch klaffte darin. Godfrey schrie, kreischte, wimmerte. Kirgaal-Chan kannte kein Mitleid, und das Schreien ließ ihn buchstäblich kalt.

»Leiste deinen Leuten Gesellschaft«, sagte er mit einem hämischen Kichern. »So, wie es sich für einen ordentlichen Kapitän gehört. Das Herz ist installiert. Es hat Hunger. Und das ist verständlich, denn es produziert schließlich bereits. Die Große Mutter ist eine Brutstätte des Bösen. Des Grauens. Du gehörst zu deinen Leuten, Godfrey, bestimmt haben sie Angst, und du kannst sie trösten.«

»Nein! Tu das nicht! Vielleicht kann ich dir anderweitig noch helfen! Bitte!«

»Keine Sorge, Godfrey, so bist du mir am nützlichsten!«

Der Höllen-Engel hielt den zitternden, um sich schlagenden, kreischenden Kapitän mit einer Hand fest, hob ihn noch, streckte seinen muskulösen Arm aus. Godfrey sah den festen Kellerboden unter sich wegwischen. Die Schwärze des Höllenschachtes klaffte unter ihm. Lauernd. Bewegungen waren tief unten zu erkennen. Vage Bewegungen. Und ein Wimmern. Seine Männer. Auch sah er etwas silbern glitzern, wie Schleim, der sich verfestigte… Wasser rauschte aus der Tiefe heraus. Er war nicht dabei gewesen, als seine Männer

das Riesenherz in der Tiefe des Schachtes installiert hatten, er wußte nicht, was genau dort unten war. Er hatte sich zurückgehalten, hatte es sich im Wohnzimmer im ersten Stock bequem gemacht, bis Kirgaal-Chan gekommen war. Jetzt würde er den Schacht kennenlernen. Und seinen grausigen Bewohner … Noch immer hielt ihn der Fürst der Höllen-Engel ohne zu zittern. Godfrey verkrampfte sich, wartete darauf, bis der Teufel losließ. Bis er in den Tod stürzen würde. Es lohnte sich nicht, mit dem Teufel Geschäfte zu machen. Als sterblicher Mensch zog man da immer den kürzeren. Ja, das wußte er jetzt. Wenn er noch einmal leben könnte, würde er alles anders machen. Aber jetzt gab es nichts mehr, was ihn noch retten konnte.

Da hatte Godfrey recht, denn in diesem Augenblick öffnete der Fürst der Höllen-Engel seinen Griff, stieß ein meckerndes Lachen aus, und der Mann zappelte und fiel in die Tiefe, wo ihn die Tentakel und Nahrungsfäden des gigantischen Herzens bereits erwarteten…

***

Sie hielten alle die Luft an, während es in einem Höllentempo abwärts ging! Die Angst war unsichtbar mitten unter ihnen, ein grausamer, hämisch kichernder Gefährte, der sie auf den Tod vorbereitete. Hinunter, hinunter, hinunter… Die Luft schien zu kochen. Wolkenberge türmten sich auf, und sie schlugen hinein, durchrasten sie.

Der Hubschrauber kippte vornüber. Das Jaulen der Maschinen nahm gequälte Mißtöne an. Ben konnte tun, was er wollte, er packte es nicht, die Maschine in der Luft zu halten.

Wann würde der Aufschlag kommen? Das Ende inmitten einer berstenden Explosion? Es konnte nicht mehr lange dauern. Damona starrte Ben an, als erhoffe sie sich von ihm ein Wunder. Das wäre dann das zweite in dieser Nacht gewesen: Soviel Glück durfte ein normaler Mensch gar nicht haben, und allein daran zu denken kam Damona King irgendwie unverschämt vor.

Dann kam ihr die Idee, und gleichzeitig mußte sie auch Mike Hunter gehabt haben. Beide begannen sie gleichzeitig.

»Ben, die Rotoren…«

Mike drehte sich halb um, sah Damona mit einem verzerrten, freudlosen Lächeln an, ließ sie weitersprechen. »Du mußt die Rotoren ausschalten. Nur kurz. Dann Fullspeed.«

Ben fluchte. »Wißt ihr, wie weit wir’s noch bis zum Boden haben? Nicht mehr weit, das laßt euch gesagt sein…« Aber er handelte, schaltete. Der Motor setzte gurgelnd und spotzend aus, Wind heulte, die Schwärze draußen schien von grimassenhaft grinsenden Totenschädeln erfüllt. Ein höllischer Reigen von Elementargeistern, die ihnen bei ihrem Sturz in den Tod geifernd Gesellschaft leisteten.

Die Rotoren, bisher schwarze, lange, irrsinnig schnell über ihnen wischende Sensenblätter, verlangsamten, kamen zum Stillstand. Der Sturz ging weiter. Die Welt schlug Kapriolen. Dunkelheit. Wetterleuchten. Irgendwo unter ihnen, in der grausigen, weil in Schwärze verborgenen Tiefe, das Ende … Ben knurrte. Seine Hände entwickelten Eigenleben. Die Kontrollen leuchteten auf, als er den Motor wieder andrehte, das Knattern der Rotoren war überlaut.

»Das glaubt uns kein Mensch!«

»Hauptsache, wir kommen überhaupt runter und können es noch erzählen!« gab Mike Hunter sarkastisch zurück.

»Runter kommen wir immer!« meinte Ben.

»Und da soll noch einmal jemand sagen, man soll keine Angst vorm Fliegen haben!«

Das aber sagte Mike Hunter erst, als er genau dreieinhalb Minuten und noch einmal ungezählte ausgestandene Ängste später festen Boden unter den Füßen hatte, denn mit dem Funktionieren der Rotoren allein war es noch nicht getan gewesen. Ben war spitzen Felstürmen ausgewichen, die scheinbar gierig nach ihnen gegriffen hatten, er hatte den Hubschrauber durch winzige Bergschluchten geflogen, nachdem er den Felsenklippen im letzten Moment ausgewichen war. Dann hatte er den Hubschrauber hoch gebracht, hatte ihn in einer Schleife Richtung Haxlethorts Castle zurückgeflogen und unmittelbar vor dem Burggraben mit der gewaltigen Zugbrücke abgesetzt.

Bis zu diesem denkwürdigen Augenblick hatten die drei nicht mehr gesprochen.

Als Mike schon die Seitentür aufgerückt hatte und hinausgesprungen war, saß Ben noch immer bleich und schwitzend, die Hände auf den Kontrollen, im Pilotensessel. Damona wollte etwas sagen, da kam Mike zurück, zog sich halb hoch, lugte ins Hubschrauberinnere und sagte: »Hab’ ich ganz vergessen, Ben. Du bist ein Pfundskerl. Fast wie unser legendärer Red Baron, ehrlich. Für diese Leistung werde ich dich mit einer Runde Spezial-Ale belohnen…« Sprach’s, wartete Bens verdutzten Kommentar gar nicht ab, sondern war schon wieder draußen. Und von dort kam auch sein ärgerlicher Fluch, denn im nächsten Augenblick war draußen die Hölle los, und Schüsse peitschten …

***

Damona fuhr ein Eissplitter ins Herz. Diese Nacht hat es auch wirklich in sich, dachte sie noch, während sie das Dankeschön-Sagen auf später verschob, dies Ben hastig sagte und nach draußen sprang, die Luger in der Rechten.

Eine Kugel sirrte wie eine Hornisse an ihrem rechten Ohr vorbei.

Der Luftzug war höllisch heiß. Damona hechtete nach vorn, schlug auf felsigen Boden, der hier und dort von einigen zähen Grasbüscheln mühsam verschönt wurde. Ben reagierte mittlerweile auf seine Art. Er schaltete sämtliche Lichter des Hubschraubers aus. Damona robbte im Eiltempo vorwärts. Richtung Zugbrücke. Die war noch heruntergelassen. Mike war irgendwo links von ihr, ein geduckter Schatten, der ihr ein Zeichen gab. Also änderte Damona ihren Kurs, schloß zu Mike auf.

»Der Burgherr«, sagte er zischelnd. Eine steile Falte stand über seiner Nasenwurzel.

»Dann lebt er wenigstens«, gab Damona pulvertrocken zurück.

Und war schon wieder unterwegs. Die Luger hatte sie in die Halfter zurückgesteckt. Sie wollte Ben Murray Bescheid sagen, aber der schien Gedanken lesen zu können, denn in diesem Moment gellte seine blecherne Stimme aus dem Außenlautsprecher des Yard-Hubschraubers.

»Stellen Sie das Feuer ein! Hier spricht die Polizei! Scotland Yard… Hören Sie auf zu schießen …«

»Polizei! Hah! Daß ich nicht lache, das kann ja schließlich jeder behaupten!« antwortete ihm eine schrille Stimme, die Damona King schmunzelnd – trotz der gefährlichen Situation – als die des dicken, gutmütigen Lord Ludowin Haxlethort erkannte.

»Machen Sie keinen Unsinn, Lord Haxlethort«, dröhnte Bens Stimme weiter. »Miß King und Mr. Hunter, Ihre Nachbarn von King’s Castle sind bei mir, wenn Sie also schon mir nicht glauben, dann lassen Sie es sich von ihnen bestätigen…«

»Bestimmt habt ihr Teufel die beiden auch gefangengenommen und erpreßt sie jetzt!« hechelte Ludowin Haxlethort außer sich vor Empörung zurück. »Ich aber werde meine Lieben schützen und auch Miß King und Mr. Hunter befreien! Wenn Sie sie nicht sofort…«

Damona hörte diesem Wortgefecht nicht mehr länger zu, konnte sich Ben Murray vorstellen, wie er kurz vor der totalen Explosion war, und kroch schlangengleich über das dunkle Land. Auf den hohen Zinnen von Haxlethort Castle gleißte ein Scheinwerferstrahl auf, wanderte über das Land. Damona sah zwei, drei schattenhafte Gestalten dort oben. Wahrscheinlich waren Haxlethorts Söhne an der Seite ihres tollkühnen Vaters.

»Diese furchtbaren Höllenbestien haben mich überfallen, und ich konnte sie in die Flucht schlagen! Jetzt versucht ihr es also auf diese Art! Höllengezücht! Euch werde ich lehren…«, giftete Ludowin Haxlethort weiter. Und machte ernst. Er ballerte, was das Zeug hielt, Damona kam sich vor wie auf einer Fuchsjagd. Nur, daß hier sie und Mike und Ben die Gejagten waren. Noch drei Yards bis zur Zugbrücke. Daß sie unten war, schien Lord Ludowin Haxlethort allerdings auch zu

bemerken. Ein Wunder, daß er sie noch nicht hochgezogen hatte. Und auch der Hubschrauber war noch immer unversehrt. Ein großartiger Schütze war der Lord beileibe nicht. Glücklicherweise.

Ben versuchte es nicht mehr, war vermutlich auch im Gelände unterwegs. Alles war still. Bis auf die peitschenden Schüsse und die irr jaulenden Kugeln und Querschläger.

»Ich kriege euch!« keifte Ludowin Haxlethort. »Laßt sofort Miß King und Mr. Hunter frei, sonst schieße ich euch die höllischen Hintern unter dem Leib weg!« Wieder knallte es. Ein Feuerwerk konnte keinen schlimmeren Lärm machen.

Was sonst noch Lärm machte, war die Zugbrücke, die jetzt hochgezogen wurde. Holz knarrte, Ketten, die die wuchtige Brücke hielten, rasselten, klirrten, als sie über die Holzblöcke der Rollen gezerrt wurden. Damona richtete sich auf. Mit Robben war sie nicht schnell genug. Da konnten drei Yards verdammt lang werden. Vornübergebeugt, in ihrer nachtschwarzen Kleidung unmöglich zu sehen, jagte sie über das Land, die Brücke war bereits eineinhalb Yards hoch gezogen. Sie hechtete. Ihre Hände flogen vor, bekamen die Kante der Brücke zu fassen. Der Scheinwerferstrahl wischte über ihr hinweg.

Weder Ben noch Mike erwiderten das Feuer des Lords, und das war auch gut so.

Flüchtig dachte Damona an die Höllen-Engel und Zarangar. Die waren mittlerweile hoffentlich – und dieses hoffentlich meinte Damona ausnahmsweise ganz ernst und von Herzen kommend – weit genug entfernt. Sonst kamen die möglicherweise noch auf den Wahnsinnsgedanken, in diesem Feuergefecht auf ihre Art und Weise mitzuwirken. Und wenn sie von zwei Seiten unter Feuer genommen wurden, dann sah es bestimmt übel aus.

Das jedoch war nicht der Fall. Ein Klimmzug, und Damona lag auf der gut unterschenkeldicken Kante. Unermüdlich schwebte die Brücke hoch. Das Bellen von Schüssen und das laute Schreien des Lords war die Begleitmusik. Ihr kurzes, angestrengtes Atmen hörte niemand. Sie schwang sich über die Kante, bevor die Brücke hoch genug war, daß sie auf der anderen Seite der Länge nach hinunterhing. Dicht schmiegte sie sich an das rissige Holz. Es duftete nach Feuchtigkeit und Erdreich. Der Schrecken, in einem abstürzenden Hubschrauber zu sitzen, wühlte noch in Damona, sie hatte ihn noch nicht ganz verdaut, da hatte sie schon diesen neuen Ärger um die Ohren. Verflixt. Ein so überflüssiger Ärger. Sie balancierte, kam auf der Kante zu stehen. Die Brücke stand jetzt senkrecht nach oben.

Noch eine, höchstens eineinhalb Minuten, und sie würde gegen die schwarze, düster aufragende Wand der Burg knallen und befestigt werden. Jetzt wurde es gefährlich. Damonas Blicke suchten

verzweifelt nach einem Halt auf der glatten Mauer. Die Steine waren riesig, gewaltige Blöcke, fast fugenlos aufeinandergetürmt. Darüber kamen die Zinnen, die Brustwehren.

Riesige Tiere und Fabelwesenschädel aus Stein ragten aus diesem ziemlich fugenlosen Wall, knapp unterhalb der Zinnen, hinter denen Damona Stimmen hörte. Gut zehn Yards von ihr entfernt stand derjenige, der mit dem Scheinwerfer hantierte.

Damona stand freihändig auf der Oberkante der Brücke. Im stillen zählte sie. Noch ein paar Sekunden bis zum Anschlagen der Brücke.

Sie stieß sich locker ab, erreichte den Steinschädel eines Vogels Greif, umarmte das Fabelwesen, und saß gleich darauf in seinem Nacken. Bemerkt war sie immer noch nicht geworden.

Der Rest war für die durchtrainierte Damona King ein Kinderspiel, kostete kaum mehr als ein bißchen Mut, zwei, drei Klimmzüge und ein lautloses Vorwärtspirschen. Allerdings schon in Sicherheit auf dem gemauerten Brustwehrgang.

Lord Ludowin Haxlethort lud gerade seine Schrotflinte nach, brummelte kautzig vor sich hin. »… werd' ich's zeigen«, verstand Damona, und: »… machen die mit mir nie wieder. Mordgezücht! Und dann noch so dumme Ausreden …«

Als sie ihn sanft an der Schulter antippte, ließ er vor lauter Schrecken die Flinte fallen, sein Unterkiefer sackte staunend herunter.

»Mimiß Kiking!« stotterte er.

»Erfreut, Sir.« Sie lächelte, wischte sich die langen Haare aus dem Gesicht. »Aber würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, Ihren Feuerzauber einzustellen? Das dort unten – sind wirklich ein Scotland-Yard-Inspektor und mein Freund Mike Hunter, und wir werden weder von Ungetümen erpreßt, noch wollen wir Ihnen, und Ihrer Familie etwas Böses antun. Wir wollten Ihnen im Gegenteil helfen.«

Er schien es gar nicht gleich zu hören. Noch immer glotzte er sie buchstäblich an, voller glühender Bewunderung. »Sie – Sie haben einfach die hohen Wälle meines ehrwürdigen Castles erklettert, um mir dies zu sagen, Miß King? Ich – ich bin außer mir.« Er schüttelte den Kopf, rückte das Monokel zurecht, das er über einem blühenden Veilchenauge trug. Dann nickte er. »Natürlich. Äh. Aufhören, Jungens!« Das brüllte er in die Runde. Die Schüsse verstummten augenblicklich. »Also nein, Miß King…« Er hob seine Flinte auf, nestelte daran herum. »Es war einfach zuviel. Sie müssen nämlich wissen, daß wir von nackten Frauen überfallen wurden, Ladys, meine ich, und selbige hatten richtige große Fledermausflügel, die sie zu fliegen ermächtigten, und da war auch ein Mann unter ihnen, ein gewisser Zarangar, und sieben tote Mädchen liegen auf meiner Diner-Tafel – Wirklich, wirklich. Dieser Zarangar ist ein Hexer. Und die Ladys, ich meine – es war wirklich *ganz schrecklich*!«

Und wie zur Bekräftigung kam der normalerweise so ehrwürdige, jetzt aber völlig aufgelöste Lord Ludowin Haxlethort an den Abzug seiner Flinte, es krachte, und dann spritzten und prasselten die Schrotkörner Gott sei Dank harmlos von einer der entfernteren Brustwehr-Mauern wider…

***

In den folgenden Minuten wurde der Irrtum vollends aufgeklärt, und nach kurzem Zögern gab Lord Ludowin Haxlethort den Befehl, die Zugbrücke wieder hinunterzukurbeln, was sein Sohn Conan Haxlethort schnaufend und umgehend tat. Ben Murray und Mike Hunter kamen höchst mißtrauisch in den mittlerweile hell erleuchteten Burghof, Damona King übernahm die Aufgabe, gegenseitig vorzustellen, wobei sie sich allgegenwärtig den hündisch bewundernden Blicken Conan Haxlethorts gewiß war. Das machte sie nervös.

Dann fielen ihr Henrys Worte ein. Daß sich die Haxlethorts so verdächtig oft nach ihren Heiratsabsichten erkundigt hatten. Nun, jetzt verstand sie das, denn so, wie Conan sie ansah, konnte er nur eines im Sinn haben.

Lord Ludowin Haxlethort bemerkte hiervon allerdings nichts, denn er war bereits wieder – zum drittenmal hintereinander – damit beschäftigt, von dem grauenvollen Überfall zu berichten. Dies tat er ausführlich, und von Mal zu Mal routinierter, wobei er auch jedesmal selbst mehr als tatkräftiger, unerschrockener Held im Vordergrund stand. Ben Murray verdrehte die Augen. Mike faßte sich in Geduld. Damona schaute sich unauffällig um, während sie der Lord gestikulierend und lauthals redend durch seine Burg führte – in die Räume, in der Zarangars Teufelinnen und er selbst sich aufgehalten hatten.

Conan folgte ihnen. Von Kellwyn war keine Spur zu sehen. Kurz nachdem sie sich bekannt gemacht hatten, war er verschwunden.

Auch Lady Haxlethort zeigte sich nicht.

»Und hier«, verkündete Lord Haxlethort soeben mit der kaltschnäuzigen Art eines Museumsführers, »Das Mordzimmer. Sieben Leichen. Und alles junge Mädchen, junge Dinger, die ihr Leben noch vor sich hatten. Sie wurden, wie ich dies sehe, regelrecht geopfert. Ja, ein Opferritual muß es gewesen sein, was dieser Zarungir – äh – Zarangar, oder wie dieser – dieser – Mensch hieß, hier, in meinen Räumlichkeiten, abgehalten hat. Es ist pietätlos, um es gelinde auszudrücken.«

Damona schaltete einfach ab, hörte nicht mehr auf das Geplapper des dicklichen Lords, der sich jetzt immer wieder nervös an seinem weiß-grauen, buschigen Backenbart kratzte, während er die Opferzeremonie

in blutrünstigen Worten beschrieb – wie er sie sich vorstellte.

Es war grausam, soviel stand fest. Damona warf nur einen kurzen Blick auf die Leichen, sah die tiefen, kelchähnlichen Pokale, die noch glänzend waren von eintrocknendem Blut, die anderen Utensilien, die auf schwarzmagisches Tun hinwiesen und in der Hast des Aufbruchs nicht alle mitgenommen worden waren. Das schwarze Samttuch, das über der Tafel ausgebreitet war, absorbierte das Licht.

Auch Ben und Mike sahen sich an diesem grauenvollen Tatort um.

Hier mußte die Opferzeremonie stattgefunden haben. Die eigentliche Beschwörung, mit der man den Tentakel durch den Zauberspiegel von King's Castle gelenkt hatte, war im Raum nebenan abgehalten worden. So, wie Damona alles überblickte, hatte Zaranger keine brauchbaren Spuren zurückgelassen. Nicht einmal die Kleidungsstücke und Ausweise der Toten fanden sie.

»… brauchen unbedingt Schutz«, verlangte Lord Ludowin Haxlethort soeben von Ben Murray. »Meine Gemahlin und ich sind nervlich am Ende. Diese Anspannung. Wenn wir nun wieder überfallen werden? Nein, nein, wir brauchen Polizeischutz.«

Ben Murray beherrschte sich noch immer. Sein Gesicht war schmutzig, wahrscheinlich hatte er sich vorhin nur durch einen schnellen Hechtsprung zu Boden vor den wie Hornissen umherschwirrenden Kugeln retten können. »Ich werde meinen Vorgesetzten Meldung machen«, erwiderte er.

»Meldung? Ich verlange…«, Lord Haxlethort brach heftig atmend ab, hob halb flehend eine Hand. »Sehen Sie sich doch die Leichen auf meiner Tafel, die Blutflecken, bei Gott…«

Egal, ob sich der Lord nun mehr Sorgen wegen der Blutflecken auf seinem kostbaren Teppichboden machte, oder wegen dem Tod der Mädchen, die ein unerbittliches Schicksal so jung hatte sterben lassen – Ben Murray explodierte nicht, und dafür war ihm Damona dankbar. Es wäre ungerecht gewesen, auf den Lord böse zu sein. Bestimmt war er wirklich durcheinander. Er und seine Familie hatten viel durchgestanden in den letzten Stunden, waren mit dem Grauen konfrontiert worden. Und sie hatten Glück gehabt, daß sie noch am Leben waren. Großes Glück.

Damona und Mike deckten die Toten zu. Mike wies Conan Haxlethort sehr energisch an, daß hier und in keinem der anderen Zimmer, in denen die Unheimlichen gewesen waren, etwas verändert werden durfte. Der junge, blasse Mann nickte, wobei er schon wieder Damona anstarrte. Sie bemerkte es nicht, ihre Schuhspitze stieß gegen einen runden Gegenstand am Boden. Sie bückte sich, hob ein kleines Stück magische Kreide auf. Conan Haxlethort hatte sie und Mike umrundet und stand jetzt direkt an der Tafel, wollte sich dort abstützen – und berührte kurz die kalte, starre Hand einer Toten.

Er gab nur mehr ein erschrockenes Kieksen von sich, verdrehte die Augen und kippte um. Mike fing ihn auf. »Wo soll ich ihn hinlegen?«

»Draußen steht ein Sofa.«

Sie half ihm beim Transport des jungen Mannes. Ben redete noch immer auf den Lord ein, konnte ihn schließlich abwimmeln, als Damona und Mike mit dem jungen Conan kamen. Der Lord wieselte zu ihnen. »Was fehlt ihm denn?« keuchte er.

»Er hat eine Leiche berührt«, erklärte Mike.

»Jesus!«

Ben erklärte von der nächsten Tür her, daß er über das Funkgerät des Hubschraubers Scotland Yard benachrichtigen werde. Außerdem wollte er nach den Rotoren sehen.

»Sie müssen von hier weggebracht werden!« erklärte Lord Haxlethort und zeigte in Richtung der Toten.

»Zuerst muß sich Scotland Yard den Tatort ansehen.«

»Aber stellen Sie sich vor, die Etikette meines Hauses…«

»Die Etikette Ihres Hauses interessiert, mich nicht!«

»Meine Frau Gemahlin ist so zart besaitet…«

Wie zartbesaitet Lady Haxlethort war, erwies sich fünf Minuten später. Damona hatte mit King’s Castle telefoniert und Claire Palmer erzählt, was inzwischen passiert war. Claire sagte ihr, daß Henry wieder aufgewacht war. Thomas hingegen sei seit ihrem Aufbruch wie in Trance. Die beiden Frauen wechselten noch ein paar Worte, Damona informierte Claire darüber, daß sie anschließend Richtung Küste und dann nach London weiterfliegen würden. Sie mußten den angeschossenen Seemann finden. Und mit seiner Hilfe das dämonische, schwarze Herz – die Große Mutter.

Claire Palmer versprach, auf King’s Castle auf der Hut zu sein und sich um alles zu kümmern. Auf keinen Fall würde sie Fremde einlassen. Und außerdem sei ja auch noch Laurinda McIntire da.

Damona legte auf. Lord Haxlethort tigerte in dem kleinen Salon auf und ab. Die Tür wurde geöffnet. Kellwyn trat ein, gefolgt von Lady Haxlethort.

»Sind die – die sterblichen Überreste – äh – beseitigt?« war ihre erste Frage, die sie mit einem pikierten Kräuseln der langen Nase stellte, und bevor Damona oder Mike antworten konnten, fügte sie hinzu: »Ich wüßte nämlich sonst nicht, in welchem Zimmer ich den Herrschaften einen kleinen Imbiß bereiten könnte…«

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen«, sagte Mike Hunter scharf, »wir müssen so schnell wie möglich weiter.«

»Aber bestimmt sind Sie doch hungrig?«

»Nein, uns ist der Appetit vergangen«, sagte Mike Hunter frostig, nickte den Haxlethorts knapp zu und ging. Ihm reichte es. Damona folgte ihm hinaus, nachdem sie den Haxlethorts noch einmal

eingeschärft hatte, den Tatort unverändert zu lassen.

Der Hubschrauber war in Ordnung. Ben Murray hatte sich persönlich davon überzeugt. Als sie wieder in der Luft waren, die Rotoren beruhigend gleichmäßig schnurrten und Ben Kurs auf die Küste nahm, stieß Mike Hunter die angestaute Luft aus und atmete ein paarmal tief durch. »Lange hätte ich mich nicht mehr zurückhalten können. Schön und gut, vielleicht war diese saubere Lady mal durcheinander. Als sie diesen Imbiß angeboten hatte, war sie das jedenfalls nicht mehr. Der geht es doch nur um ihren protzigen Teppich und darum, auf alle Fälle die Facon zu wahren. Wie kann man angesichts dieser armen Dinger einen Imbiß anbieten? Hoffentlich lassen die alles so, wie es ist, damit die Leute von der Spurensicherung vielleicht doch noch irgendeinen Hinweis finden. Dieser Lady traue ich nämlich zu, daß sie ihre Jungens dazu auffordert, die Toten auf eigene Faust verschwinden zu lassen. Bloß, damit kein Schatten auf die weiße Weste derer von Haxlethort fällt.« Er war wütend.

»Habt ihr ihr pikiertes Gesicht gesehen? Sieben Leichen im Haus. Wie steht man denn da in der feinen Gesellschaft da? – Sie hat ganz einfach nicht begriffen, daß sie eine Menge mehr Glück gehabt hat als diese Mädchen…«

»Die armen Mädchen«, sagte Ben traurig, als hätte er Mikes Worte gar nicht richtig gehört. »Gott, was würde ich darum geben, wenn ich sie wieder lebendig machen könnte.«

Damit sprach er das aus, was Damona und bestimmt auch Mike durch den Kopf kreiste. Sie mußte sich zusammenreißen, damit sie nicht unablässig an Zarangars Opfer denken mußte. Es fiel schwer.

»Wir müssen Zarangar endlich stellen«, sagte Damona heftig.

»Stellen und unschädlich machen, wie man einen tollen Wolf unschädlich macht. Und das können wir vielleicht schon dort, wo dieses Dämonenherz – die siebte Große Mutter – installiert wird. Diesen Ort müssen wir finden, so schnell wie nur möglich. Das ist jetzt unsere dringlichste Aufgabe. Und – wir müssen weitere Morde verhindern.« Ihre Stimme klang gezwungen sachlich und hart, denn sie mußte natürlich weiterhin an die Ermordeten denken und an den Opferritus, den Zarangar inszeniert hatte. So etwas verdrängt man nicht einfach. Man kann es nicht. Zarangar… er wurde immer gefährlicher. Jetzt versuchte er sich schon als Hexer. Daß er dabei auch seinen linken Arm verloren hatte, fiel kaum ins Gewicht. Zarangar war ohnehin nur seinem Äußeren nach ein Mensch, ansonsten jedoch eine reißende Bestie, schlimmer als mancher echte Dämon.

Solange dieses Monstrum in Menschengestalt lebte, war mit weiteren Leichen stündlich zu rechnen…

***

Die makabre Hochzeitsnacht auf dem alten Friedhof steckte ihnen beiden noch wie ätzende Säure in den Knochen. Natürlich war es keine richtige Hochzeitsnacht gewesen, eine, die nach Meriam und Rick Adams Geschmack gewesen wäre. Nein, bei Gott nicht. Sie hatten sich in ihrem alten, klapprigen VW aneinandergekuschelt und die ganze Nacht über eine Heidenangst ausgestanden. Wenn Rick daran dachte, daß er ursprünglich im Zelt hatte übernachten wollen, dann bekam er nachträglich noch einen ganz pelzigen Geschmack im Mund. Aber wenigstens waren keine Toten aus ihren verwitterten Gräbern gekrochen, und auch sonst war die Nacht sehr ruhig verlaufen. Wirklich keine richtige Hochzeitsnacht.

In aller Frühe waren sie aufgebrochen. Dabei hatten sie dann auch festgestellt, was für ein Irrsinnsglück Rick in der Nacht gehabt hatte.

Die Rückmauer des Friedhofs war eingestürzt gewesen, nur ein einziger Spalt war groß genug gewesen, einen Wagen anstandslos passieren zu lassen – und den hatte er trotz Regen und Nebel und Dunkelheit gefunden. Beachtlich. Schlimm verfahren hatten sie sich jedenfalls nicht, und nach einigem Herumkurven waren sie wieder auf richtigem Kurs, und zwei Stunden später an der Küste. Das kleine Dorf Nazewood hatte sich überhaupt nicht verändert. Sie hatten im einzigen Gasthof gefrühstückt, sich dann nach dem alten Hamlin umgesehen, der früher den Fährdienst vom Festland zum Raven Cliff hinüber erledigt hatte. Hamlin war vor einem Jahr gestorben, wie sie erfuhren, die Fähre jedoch gab es immer noch, auch wenn heutzutage nicht mehr viele Urlauber auf die eigentlich recht öde Insel hinübersetzen wollten.

Meriam schmiegte sich fester an Rick, und er drückte sie kurz an sich. Der Fährmann war ein junger Bursche, höchstens zwanzig, mit langen Haaren und einem dichten Vollbart. Er war schweigsam. Die Fähre hatte er allein ihretwegen nicht zur Insel hinüberquälen wollen, er hatte ein kleines Motorboot genommen. Rick war einverstanden, ließ seinen VW in Nazewood, beim Gasthof, stehen. So war die Überfahrt auch billiger.

Der Wind strich von Osten her über das aufgewühlte, türkisblaue Meer. Meriam fröstelte. Das Motorboot sauste über die Wellen, hüpfte und wurde manchmal von harten Wasserschlägen hochgeworfen. Gischt flog. Es war ein frischer Geschmack in der Luft, der herrlich war und die trüben Gedanken an die hinter ihnen liegende Nacht voller Angst endgültig zerstäubte und vertrieb.

Möwen kreisten über ihnen, breiteten ihre Flügel aus, schrien, stießen hin und wieder herunter, um sich ihr Frühstück aus dem Meer zu picken.

»Da vorn ist es. Raven Cliff«, sagte Rick Adams leise an Meriams Ohr und zeigte hin.

Als verschwommener, länglicher, sandfarbener Fleck tauchte die Insel aus dem Dunst über dem Wasser auf. Noch war sie zu weit entfernt, um Einzelheiten ausmachen zu können.

»Ein ungastlicher Ort«, meinte der Fährmann. Das war erst das vierte Mal, daß er etwas sagte.

»Ich war früher oft dort. Mit meinen Eltern.«

»Früher. Da war die Insel anders.«

Rick Adams wandte den Kopf und sah den Jungen an. »Wie meinen Sie das? Leben die alten Cullbrights denn nicht mehr?«

»Doch. Das heißt – so genau kann man das nicht sagen. Ich habe die alten Leute schon seit einem ganzen Monat nicht mehr gesehen. Hab' allerdings auch nicht aufgepaßt.«

Das Tuckern des Motors war für eine kurze Weile das einzige nichtnatürliche Geräusch. Der Wellengang wurde heftiger, je weiter sie aufs offene Meer hinausfuhren.

»Aber wer bringt ihnen denn ihre Vorräte? Den Proviant?« fragte Rick verständnislos. »Wer sieht nach ihnen? Ihr könnt sie doch nicht einfach…«

Der Fährmann lachte kurz. »Die Cullbrights sind recht seltsam geworden in letzter Zeit. Sie wollen niemanden mehr auf ihrer Insel haben. Den alten Sam Caldwell haben sie mit einer Schrotflinte verjagt. Wenn der Bürgermeister von Nazewood nicht der Freund vom alten Cullbright wäre, und trotzdem regelmäßig Proviant hinüberschicken würde… Ich weiß nicht. Ich glaube, niemand würde mehr auf das Raven Cliff hinübergehen. Die Leute hier sind eigen, wissen Sie. Wenn man sie verletzt, dann merken sie sich das. Es ist ein hartes Leben hier an der Küste. Die jungen Leute ziehen weg, die alten sterben und wissen, daß mit ihnen auch Nazewood stirbt.« Er zuckte die Schultern. »Wenn dann die Gleichaltrigen noch derartig fremd werden, dann ist das schon ein Hammer.«

»Aber Sie sind nicht weggezogen.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Mir gefällt es hier.« Damit war für ihn das Thema offenbar erledigt, denn er streckte sein braungebranntes Gesicht dem Wind entgegen. Die blauen Augen funkelten verwegen. Ja, der Mann sagte wirklich die Wahrheit. Er genoß dieses Leben, das er führte; jede Minute. Vielleicht war er deshalb so schweigsam.

»Lassen Sie uns unterhalb des Kliffs an Land«, bat Rick Adams.

»Der beeindruckendste Landeplatz, Sie kennen sich wirklich aus, Sir.«

»Lassen Sie das Sir weg. Ich heiße Rick.«

Der Fährmann nickte. »Freut mich, Rick. Ich heiße Tony.« Er lächelte knapp.

Der Rest der Überfahrt verlief in Schweigen. Schaumkronen säumten

die Brecher, die jetzt schräg anliefen. Weiter draußen wirkte das Meer wie mit einem schwarzen Schleier überzogen. Aber das waren kein Schleier und auch keine Einbildung, sondern – Wrackteile!

Tony sah sie ebenfalls. »War gestern eine rauhe Nacht. Viel Regen.« Das war sein einziger Kommentar.

Rick Adams schneuzte sich. Die steife Brise schlug ihm voll ins Gesicht. Als ewiger Stubenhocker und Schreibtischtäter, wie ihn Meriam liebevoll zu bezeichnen pflegte, war er das nicht mehr gewohnt. Jedenfalls steckte er es nicht mehr so leicht weg wie früher.

Seine Nase begann zu laufen.

»Dir fehlen die Vitamine«, erklärte Meriam. Sie lächelte, und jetzt sah Rick Adams zum ersten Mal seit den frühen Morgenstunden wieder den Schalk in ihren hübschen, ausdrucksvollen Augen aufleuchten. Er zerzauste ihr die Haare, erwiderte nichts.

Groß wuchs jetzt die Insel vor ihnen auf. Hohe Klippen ragten aus dem dunkelblauen Wasser. Schwarz wie Basalt waren diese Felsen, von gischtender Brandung umspült, die einen Sprühnebel bis weit hinauf wirbeln ließ. Es gab einen steinigen Strand, weitgezogen, der unvermittelt in eine Buch mündete. Dort war das Meer kaum bewegt. Salziger Geruch mischte sich mit dem Dieselgeruch des Motors. Das Tackern des Außenbordmotors störte jetzt. Der Anblick war wildromantisch. Schroffe Risse furchten die Klippen, die scharf und gefährlich gezackt waren. Ein düsterer Scherenschnitt gegen den wäßrigblauen, wolkenlosen Himmel. Das Unwetter gestern nacht hatte die Luft gereinigt.

Der schweigsame Fährmann setzte sie in der Bucht ab, half ihnen an Land, trug ihr weniges Gepäck hinüber und verabschiedete sich dann. »Hoffentlich kommen Sie mit den Cullbrights wirklich so gut klar, wie Sie annehmen.«

»Wir sind auf Hochzeitsreise, da kann eigentlich nichts schiefgehen.«

Meriam lächelte ein bißchen gequält, als er dies so überzeugt sagte, denn die vergangene Nacht war wirklich nicht nach ihrem Geschmack gewesen.

»Na, auf jeden Fall werde ich heute mittag noch einmal herausfahren. Vielleicht brauchen Sie mich.« Er nickte ihnen zu, lief durch das nur knöchelhohe, kristallklare Wasser, sprang in sein Boot und warf den Außenborder an. Auf einem gischtenden Streifen zog das Gefährt ab, wurde rasch kleiner.

Rick Adams und Meriam sahen ihm nach, winkten, aber als Tony nicht zurückblickte, ließen sie es sein. »Ein sympathischer Kauz«, meinte Rick. Er streckte sich, atmete tief durch. »Na, wie gefällt es dir?«

Sie antwortete nicht gleich, und als sie dann doch etwas sagte, klang ihre Stimme seltsam verzerrt. »Rick!«

Er schaute noch immer aufs Meer hinaus. »Was ist denn, Liebes?«
Er lächelte, bemerkte den verzerrten Unterton in ihrer Stimme nicht.
»Also heute hast du wirklich keinen Grund, dich zu beklagen. Ich erzähle dir nicht von meinen Schauer-Storys, wir haben die Nacht auf dem Friedhof heil überstа…«
»Rick, da oben! Auf den Klippen!« Ihre Stimme zitterte, und das alarmierte Rick Adams. Er drehte sich hastig zu ihr um, sah, daß sie sich abgewandt hatte, zu den hohen, bizarren, rissigen Felswänden aufschaute.
»Was ist denn?«
»Gerade hat dort oben noch jemand gestanden.«
»Na und? Das wird der alte Cullbright gewesen sein. Er…«
Sie schüttelte den Kopf, daß ihre Haare flogen, drängte sich an ihn, legte ihren Arm um seine Hüfte, und er spürte, daß sie vor Angst zitterte. »Das war kein alter Mann, Rick. Das war überhaupt kein Mensch. Die Gestalt, die ich gesehen habe, war ganz groß, breit, massig – furchteinflößend. Und sie hatte Flügel.«
Rick schaute sie ungläubig an. Dann entspannte er sich und mußte lächeln, wobei sich rings um seine braunen Augen Lachfältchen abzeichneten. »Jetzt hör aber *du* mit den Schauermärchen auf, Meriam.«
»Das ist kein Schauermärchen. Ich habe dieses Wesen gesehen. Ganz deutlich.«
Er glaubte ihr nicht, und dies zeigte er auch deutlich. »Dann spielt dir deine Phantasie einen Streich. Kein Wunder, nach *der* Nacht. Komm. Wir gehen rauf, sehen uns um, dann kannst du dich selbst davon überzeugen, daß du dich verguckt hast.«
»Ich habe Angst, Rick.«
»Meriam – komm schon, sei kein Frosch. Es gibt keine Dämonen – ich erfinde sie doch nur. Und gerate dabei immer ziemlich ins Schwitzen. Es ist nicht einfach, Dämonen zu erfinden, weißt du.«
Er nahm sie in die Arme, küßte sie. So blieben sie ein paar Sekunden lang stehen, hörten das Rauschen der Wellen, spürten den frischen Geschmack und den kühlen Wind. Rick Adams löste sich von Meriam, nahm ihr Gepäck auf und nickte ihr ermunternd zu.
Sie gingen los. Den Strand entlang. Rick Adams versuchte, sich an den steilen Pfad zu erinnern. Er mußte irgendwo dort drüben, hinter den mannshohen Felsbrocken auf dem Strand, beginnen und in gefährlichen Windungen direkt auf das Kliff hinaufführen.
Der Weg war beschwerlich, denn die Steine kullerten unter ihren Schritten weg, wobei sie hart klackend gegen andere schlugen und diese wiederum in Bewegung setzten. Auf weiten Flächen waren die Steine mit gründlichem, schleimig aussehendem Tang verklebt.
Dort, wo das Wasser nicht mehr darüberlecken konnte, wirkten diese

Flächen wie verdorrtes Stroh.

»Merkst du nichts, Rick?« fragte Meriam zögernd und blickte sich forschend um.

»Was denn?«

»Die Möwen. Hier sind keine Möwen. Keine einzige.«

Rick wurde nachdenklich. Das mit den Möwen war wirklich eigenartig, da hatte Meriam recht. Früher war hier immer der ganze Strand von ihnen bevölkert gewesen. Und hoch droben, die Klippen, waren die bevorzugten Plätze von Krähen – und vor langer, langer Zeit, die von den Raben gewesen, die dieser Insel schließlich ihren Namen verliehen hatten.

Jetzt aber war nirgends ein Vogel zu sehen. Der Himmel war noch immer wäßrigblau, die Sonne stand höher über dem Horizont – hinter dem Kliff allerdings und außer Sicht. Nur an den langsam wandernden Schatten der großen und kleinen Steine konnte man ihren ungefähren Standort erkennen.

Entschlossen forcierte Rick sein Tempo. Er fühlte sich plötzlich auch unbehaglich, wollte Meriam dies aber nicht zu deutlich zeigen.

Sie war ein tapferes Mädchen, aber nach der Nacht auf dem Friedhof war sie bestimmt auch nervös. Verdammt, das sollten Flitterwochen werden, kein Horrortrip in real gewordene Schriftstellerphantasien. Er verwünschte sich. Dann mußte er an die Cullbrights denken. Was, wenn Meriam sich vorhin *nicht* getäuscht und wirklich dieses geflügelte Wesen gesehen hatte?

Den Pfad nach oben fand Rick auf Anhieb. Auch hier war alles wie früher. Steinig und steil führte der schmale Weg nach oben. Die schwarzen Felsen brüteten in Hitze, obwohl es noch früh war und vom Meer her kühle Luft hereinfächelte. Die Stille war bedrückend.

Rick geriet ins Schwitzen. Meriam sagte nichts mehr, vielleicht versuchte sie sich einzureden, daß sie sich wirklich nur getäuscht hatte.

Sie wollte ihm die Stimmung nicht verderben.

Aber seine Stimmung war schon auf dem Nullpunkt, wofür Meriam jedoch nichts konnte. »Sollen wir umkehren?« fragte er sie sanft. »Wir könnten unten am Strand warten, bis Tony heute mittag zurückkommt. Wir könnten zum Festland zurückkehren, dort die Polizei benachrichtigen, damit sie hier nach dem Rechten sehen. Und währenddessen könnten wir uns nach einem anderen Urlaubsort umsehen.«

»Das schlägst du nur meinetwegen vor. Weil du auf mich Rücksicht nimmst. – Und weil du mir jetzt offenbar doch glaubst, oder?«

»Ich bin kein Dummkopf, der gern blindlings in sein Verderben läuft. Schon gar nicht jetzt, wo ich eine so süße Frau habe.«

Sie blieb ebenfalls stehen, atmete durch, sah kurz aufs Meer hinaus,

das sich weit unten von der Insel fort erstreckte, ein tiefblauer Wellenteppich. »Ich habe gerade an die Cullbrights denken müssen. Du hast so viel von ihnen erzählt. Du würdest sie nicht gerne im Stich lassen, nicht wahr?«

»Bis jetzt habe ich noch keinen einzigen Hinweis auf eine drohende Gefahr gesehen, Meriam«, sagte er eindringlich. »Also mache ich mir auch keine Sorgen.« Aber seine Stimme klang gar nicht so überzeugend fest.

»Aber wenn…«

»Dann würde ich sie auch nicht im Stich lassen, wenn ich vom Festland drüben Hilfe herbeirufe. Das wäre immer noch besser, als hier in eine Falle zu laufen und keine Hilfe mehr holen zu können.«

Forschend sah er auf Meriam hinunter. Sie schien sich beruhigt zu haben. »Also gut«, sagte sie unvermittelt. »Sehen wir also nach, wer auf dieser Insel herumspukt und frischgebackene Ehepaare erschreckt. – Aber, Rick… Wir werden vorsichtig sein, sehr vorsichtig, hörst du? Ich will dich nicht verlieren.«

»Ich habe zwar nur eine alte Leuchtpistole dabei, aber ich werde sie notfalls benutzen. Und wir werden vorsichtig sein.« Er nahm Meriam bei der Hand. »Bist du auch wirklich okay? Ich meine… willst du wirklich, daß wir…«

»Verflixt, nein, ich bin nicht okay, ich habe eine ganz furchtbare Angst. Aber ich bin auch nicht feige. Nicht unbedingt.« Sie lächelte zaghaft.

Die beiden gingen weiter. Je höher sie kamen, desto kräftiger wurde der Wind, zerrte an ihren Kleidern, wühlte in ihren Haaren und säuselte und jaulte um Felszacken und durch Ritze und Spalten im Gestein. Rick keuchte wie ein löchriger Blasebalg. Er war wirklich nicht mehr in Bestform. Davon zeugte auch der kleine, aber immerhin vorhandene Ringwulst um die Hüften. Schlimm. Er würde sich auf Diät setzen müssen. Und Trimmdich betreiben.

Vorerst aber war er wirklich auf der Hut. Immer öfter suchte er den Himmel über sich und Meriam mit seinen Blicken ab. Der Klippenrand ragte düster gezackt über ihnen auf. Noch immer keine Möwe in Sicht. Stille. Das Meeresrauschen war weit entfernt und gedämpft.

Dafür aber war ein anderes Geräusch plötzlich um so deutlicher zu hören. Ein hartes Scharren, als würden Hornkrallen über Stein wischen!

Rick Adams riß die Leuchtpistole aus der Tasche, verbrauchte wertvolle Sekunden, bis er den klemmenden Reißverschluß offen hatte, war aber doch schnell genug, weil er sofort gehandelt und nicht erst aufgeschaut hatte.

Seine Rechte flog hoch. Schweißnaß waren seine Handflächen. Der Griff der klobigen Waffe wurde sofort glitschig.

Das aber bemerkte Rick nicht. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt, und als er den riesigen, schnell heranschießenden Schatten sah, die peitschenden Lederschwingen, stieß er ein entsetztes und ungläubiges Knurren aus. Meriam hat sich nicht getäuscht, durchfuhr es ihn. Er sah die häßliche Visage einer alten Frau, struppiges, schwarzes Haar, Warzen, die das Gesicht der Geflügelten übersäten, einen nackten Körper, geschmeidig, große Brüste, straffe, helle Haut, der totale Gegensatz zu dieser Fratze.

Die Geflügelte schoß auf ihn herunter, die Krallenhände vorgereckt.

Rick drückte ab. Die Leuchtpistole ruckte in seiner Hand, spie das Geschoß aus. Es explodierte mitten in dem häßlichen Gesicht, schmetterte die Geflügelte zurück. Sie überschlug sich, ihre Hände preßten sich auf das zerstörte Gesicht, das fürchterliche, kreischende Schreien grellte in Ricks Ohren.

»Mein Gott!« hauchte Meriam. Es hörte sich nur mehr erstaunt, nicht jedoch ängstlich oder gar entsetzt an.

Rick sah sich in *einen* Alptraum versetzt. Das waren Höllenkreaturen, wie er sie normalerweise erfand. Drei, vier andere kamen. Sie nahmen ihn und Meriam in die Zange. Er hatte keine Chance.

Noch einmal feuerte er, traf auch einen ledrigen Flügel, das Geschoß zerfetzte die dünne Haut, die Höllen-Kreatur stürzte ab, klatschte tief unten auf die spitzen Felsen. Dann wurde Rick Adams getroffen. Knochige Fäuste knallten in seinen Nacken, auf seinen Kopf, in sein Gesicht. Er ließ die Reisetasche los, die er immer noch wie hilfesuchend gehalten hatte. Sie flog davon. In die Tiefe. Ein weiterer Schlag. Rick hörte Meriams Aufschrei gleichzeitig, während er überrascht und voll ungläubigen Schreckens feststellte, daß er buchstäblich in sich zusammenfiel. Der Abgrund! – Er würde in den Abgrund stürzen, und wer beschützte dann Meriam vor diesen – diesen Bestien?

In sein Schicksal wollte er sich nicht ergeben, doch blieb ihm nichts anderes übrig. Er kippte endgültig um, spürte nur noch das grelle Chaos in seinem Schädel, den Schwindel. Irgendwo am Rande seines auseinanderfasernden Bewußtseins war noch ein Schmerz. Fingernägel krallten sich in seine Haut. Hielten ihn fest. Keuchender Atem. Meriam hielt ihn. Hielt sie ihn wirklich? Er fühlte sich hochgehoben, durch die Luft davongetragen.

Es war, als sei er gestorben, als hätte seine Seele die Fesseln des Körpers abgestreift und würde nun davonschweben, in eine bessere Welt…

***

Schluchzend krallte Meriam ihre Finger in Ricks Hemd, spürte, daß sie zu schwach war, hörte das laute, fetzende Reißen des Stoffes und

griff härter zu. Die Höllen-Engel flatterten in einem kreischenden, nachtschwarzen Pulk über ihr. Wie viele es waren – sie wußte es nicht. Nur Ricky zählte für sie. Er hing halb über dem Abgrund.

Wenn er in die Tiefe fiel, wollte auch sie nicht mehr leben… Unsinn.

Ricky fiel nicht. Sie hielt ihn doch…

Ein Schlag traf jetzt auch sie. Zwei dieser geflügelten Bestien attackierten sie mit wütenden Fauchlauten, schlugen mit knöchernen Fäusten zu. Sie spürte Blut auf der Lippe. Ihr Trotz ließ sie durchhalten, das Entsetzen niederkämpfen. Drei, vier Höllen-Engel warfen sich auf sie. Drängten sie von Rick Adams weg. Sie schrie, kratzte, trat, biß. Ledrige Haut wurde aufgerissen. Schreie.

Jetzt war alles vorbei! Ricky! »Neiiin!« schrie Meriam, als sie in die Luft gerissen wurde. Eine Horde Höllen-Engel umschwirrte sie. Ein Netz klebte an ihrem Körper. Sie hatte gar nicht gemerkt, wie es über sie geworfen worden war. Sie hatte verspielt. Die Höllen-Engel flogen mit ihr davon. Unter ihr wischten Felsen, wuchtige Basalttürme, steiniges Land vorbei.

Ricky…

Sie würde sich rächen! Irgendwie würde sie es ihnen heimzahlen, daß sie ihren Ricky getötet hatten.

Aber er war nicht tot! Ihr Herzschlag setzte aus, dann wummerte er mit einer Irrsinnsgewalt weiter. Ein weiterer Pulk Höllen-Engel stieg von der Stelle auf, wo sie sie überfallen hatten – und die Kreaturen dieses Pulks trugen ebenfalls ein Netz, in dem bewegungslos eine dunkle Gestalt hing…

Ricky! Er war nicht in die Tiefe gestürzt! Er lebte, war nur besinnungslos!

Ein größerer Schatten tauchte über ihr auf. Im Gegensatz zu den anderen Bestien waren seine riesenhaften Schwingen von weißen Federn besetzt. Er trug eine schwarze Rüstung, die die Sonnenstrahlen zu absorbieren schien. Über dem Rücken trug er einen Köcher voller Pfeile, ein großer, kräftig wirkender Bogen war darübergehängt. Der Bronzehelm bedeckte das Gesicht dieses Wesens, aber Meriam wollte es auch gar nicht sehen. Der Anblick, den dieser muskelstrotzende geflügelte Körper, der aus einer anderen Zeit und einer anderen Welt stammen mußte, genügte ihr vollauf. Er war bizarr, schrecklich unwirklich – real gewordenes Grauen!

Er brüllte Befehle, die Meriam zuerst gar nicht verstehen konnte, denn in ihren Ohren dröhnte und rauschte es. Luft strich über ihr Gesicht.

»Bringt sie zum Haus!« hämmerte die skrupellose Stimme des Geflügelten. »Und dann in den Keller. Die Große Mutter wartet bereits auf neue Opfer…«

Die Flügelfrauen gehorchten widerspruchslos. Mit wilden

Kreischlauten flogen sie dahin, während sich der Geflügelte in die andere Richtung entfernte, schnell, ein Muskelbündel, ein Monstrum, ein Engel der Hölle.

Das Haus sah Meriam auch, allerdings aus einem unmöglichen Winkel. Sie hing mit dem Kopf nach unten im Netz. Eine schwankende, schaukelnde Stellung. Das Haus war groß, ein klotziger Kasten, dunkel, mit einer großen Frontveranda, Holzsäulen, die sich über beide Stockwerke zogen und die Veranden im ersten und zweiten Stock hielten. Fensterscheiben schimmerten im Sonnenlicht.

Warum konnten diese Höllenwesen überhaupt bei Sonnenlicht existieren? Rick hatte doch immer gesagt, ihre Zeit sei die Zeit nach Mitternacht…

Egal. Unwichtig. Ricky lebte. Noch.

Kurz mußte sie ohnmächtig geworden sein, denn als sie die Lider wieder hob, befand sie sich in Dunkelheit. Die Höllen-Engel, die sie trugen, stiegen eine steile Treppe hinunter. Es roch nach Moder, nach Eingemachtem, nach faulenden Äpfeln. Es war feucht. Ein Keller.

Die Große Mutter wartet bereits auf neue Opfer…

Diese Worte standen wie Flammenfanale in ihrem Geist. Die Flügelkreaturen schleppten sie auf einen Schacht zu. Eine schmale, enge Wendeltreppe lief an den Schachtwänden entlang korkenzieherartig in die finstere, gestankerfüllte Tiefe. Meriam riß die Augen auf, versuchte zugleich so flach wie möglich zu atmen. Sie starrte durch die Netzmaschen in den Schacht hinunter. Wie in einer großen Jauchegrube stank es hier. Beißend. Stechend. Verwesend. Schaukelnd und irgendwie unbeholfen tappten die geflügelten Frauen hinunter. Sie unterhielten sich zischelnd und fiepend in einer für Meriam unverständlichen Sprache.

Sie brauchte jedoch keines der Worte zu verstehen. Auch so begriff sie, daß sie verloren war. Sie sah die Große Mutter unter sich, und das, was sie umgab, sie sah die Brutstätte des Bösen, und dieser gräßliche Anblick peitschte ihre Panik bis an die Grenzen des Erträglichen…

***

Whitby, Scarborough, Hornsea, Mablethorpe!

Pech auf der ganzen Linie! Damona verlor die Geduld nicht, obwohl das schwerfiel. Weiter. Elf Krankenhäuser hatten sie bisher abgeklappert, immer an der Nordseeküste entlang. Das letzte Mal hatten sie es buchstäblich mit dem letzten Spritttropfen geschafft, den Hubschrauber an die Zapfsäule zu bekommen. Auftanken. Hektik.

Weiter. Ben Murray stand mit dem Yard-Building in Funk-Kontakt.

Im Yard wählten sich die Telefonistinnen die Fingerspitzen wund.

Gesucht wurde ein Seemann, untersetzt bullig. Er mußte in den

frühen Morgenstunden mit zwei Dumm-Dumm-Geschoßwunden im Körper in ein Krankenhaus in Küstennähe eingeliefert worden sein.

Fehlanzeige bisher. Die Jagd ging weiter. Damona, Mike und Ben schlangen hastig ein Frühstück hinunter. Es schmeckte mies. Damona hatte Durst. Sie trank eine Cola, aber daraufhin hatte sie einen klebrigen Geschmack im Mund, der schlimmer war als der Durst.

Clactonon-Sea!

Ein kleines Privat-Sanatorium. Miß Burroughs von der Yard-Telefonzentrale hatte dort angerufen. Ja, ein Patient mit den genannten Wunden war eingeliefert worden. Als Ben die Nachricht über Funk bekam, strahlte er. Auch für Damona und Mike ging die Sonne auf.

Eine halbe Stunde später landeten sie auf dem asphaltierten Innenhof des Sanatoriums. Sie wurden schon erwartet. Zwei Ärzte in weißen Hosen und Kitteln eilten heran. Damona und Mike stiegen aus.

Ben blieb im Hubschrauber, checkte die Kontrollen, wischte sich übers schweißfeuchte, gerötete Gesicht. Seine Augen brannten. Damona und Mike liefen geduckt unter den Rotoren vor. Die Ärzte begrüßten sie knapp. Gegenseitiges Vorstellen. Der größere Arzt hieß McQuay, der kleinere – mit Bauchansatz, roten Wangen, nervösen, gehetzt blickenden Augen hinter dicken Brillengläsern – Grabbert.

Sie unterhielten sich, während sie im Eiltempo das Sanatorium betraten. Glasdrehtüren. Lichtreflexe. Lange Korridore, spiegelblank.

Es roch nach Desinfektionsmitteln, Sterilität, Leiden und Pein. Ein paar Topfpflanzen reckten sich dem Sonnenlicht entgegen. Große Glasfenster. Ein helles, lichtes Sanatorium.

»Er ist heute morgen von zwei Fischern gebracht worden«, sagte McQuay. »Sie haben ihn am Strand gefunden. Sieht böse aus.«

»Aber er kommt durch?« Mike hatte das gefragt.

»Wir haben ihn operiert. Er hat viel Blut verloren. Aber er hat eine gute Kondition. Ich glaube schon, daß er durchkommt.« Sein Kollege, Dr. Grabbert, nickte bestätigend.

Dann standen sie in dem kleinen, freundlich eingerichteten Krankenzimmer. Von den großen Fensterscheiben aus hatte man einen herrlichen Blick über weite Wiesen, Felder, hin zum Meer. Der Patient war bei Bewußtsein, wirkte jedoch apathisch. Als sie eintraten, sah er erschrocken auf.

»Mr. Trevor?« erkundigte sich Damona King.

»Ja?« krächzte der Mann. Er war bleich. Den Blutverlust sah man ihm an. Er mußte zudem viel durchgemacht haben. Seine Augen waren verschwollen, die Wangen eingefallen. Fahrig wischte eine Hand mit wächserner Haut über die blütenweiße Bettdecke.

»Wir wissen, was passiert ist. Daß Sie von Ihrem Kapitän angeschossen worden sind.« Sie sagte ihm nicht, woher sie das wußte,

und sie kümmerte sich auch nicht um die verwunderten Blicke der Ärzte. Alan Trevor sah sie an.

»Woher…«

»Beantworten Sie jetzt bitte meine Fragen, es ist sehr wichtig. Menschenleben sind in Gefahr. Nur Sie können uns helfen, das Schlimmste zu verhindern.«

»Godfrey ist ein Schwein! Ich – ich hab's gewußt! Will er die anderen denn etwa auch -?«

»Welche anderen? – Wie hieß Ihr Schiff? Wohin sollte es die Fracht bringen?« Damona war selbst nervös, sie mußte sich anstrengen, die Fragen folgerichtig zu stellen.

»Godfreys Seelenverkäufer«, stieß Trevor heraus. Es strengte ihn an. »Der Silver Arrow. Und die Ladung…« Aus rotgeränderten Augen heraus sah er sie an. »Sie wissen, was er für eine Ladung hatte, nicht wahr? Ja, Sie wissen es. Sie brauchen gar nichts sagen. Das Herz … Dieses Teufelsherz!«

»Wohin sollte es gebracht werden, Mann?« herrschte Mike Hunter ihn an.

Trevor richtete sich mühsam auf. »Nach Raven Cliff. In der großen Bucht von The Naze. Wenigstens habe ich das Godfrey mal sagen hören. Es kann ein Täuschungsmanöver gewesen sein. Er steckt mit diesen Teufeln unter einer Decke. Er hat Mickie Parsons umgebracht. Und mich wollte er auch töten. Hatte Glück. Hab' nur zwei Löcher im Pelz. Und nicht mal das Meer hat mich schlucken wollen.« Gequält hustete er. »Mein Gott. Wenn die anderen Jungs das Herz sehen, wird er sie auch ermorden. Bestimmt haben sie die Insel schon lange erreicht. Es ist doch heller Tag, nicht? Dann haben sie sie erreicht. Und sie werden das Herz sehen…«

Damona und Mike bedankten sich. Dann waren sie draußen. Ein Händeschütteln für die Ärzte. Der Besuch von Scotland-Yard-Leuten wurde angekündigt. Gleich darauf saßen sie wieder bei Ben im Hubschrauber. Er zog ihn hoch.

Ideales Flugwetter, aber daran dachte keiner von ihnen.

***

Die Dunkelheit lebte!

Ein grauenvolles Leben. Ein riesiges, schwarzes Herz kauerte wie ein Monstrum geduckt inmitten einer muschelähnlichen Steinschale.

In der Schale plätscherte eine gallertige Flüssigkeit. Blasen stiegen auf. Das war es nicht, was Meriam an den Rand ihrer Fassung trieb.

Entsetzt preßte sie sich auf den kalten, feuchten Boden. Von dem Herz wuchsen Tentakel aus. Sieben insgesamt. Sternförmig verbanden sie das Riesenherz mit den Schachtwänden, die hier unten durchsichtig waren. Eine glasartige Masse hielt das Meereswasser ab,

das durch große, runde Luken zu sehen war. Das Herz pumpte.

Schwarzes Blut zirkulierte in den gewaltigen Kammern. Und wurde über dünne, schleimabsondernde Fäden transportiert.

Diese Fäden waren mit den Schädeln der Menschen verwachsen, die das Herz umgaben. Männer. Seeleute, der Kleidung nach. Aber auch Rick Adams und sie selbst. Sie spürte die Kälte an der Stelle, an der der Faden in ihren Schädel stach.

Neben ihr regte sich etwas. Dort lag einer der Seeleute. Er stöhnte.

Sein Mund stand offen. Sein Atem rasselte. Neben dem Mann war eine schwarze Pfütze. Und dort brach der Boden jetzt auf. Eine schwarze, zittrige Hand erschien, eine Klaue, die das Erdreich beiseiteschaufelte.

Mit geweiteten Augen starrte Meriam hin. Trotz der Düsternis bekam sie das Unglaubliche mit. Eine zweite Hand erschien. Gräßliches Stöhnen wurde laut.

Meriam robbte weg, dichter zu Rick hin, der noch immer ohnmächtig war. Sie begriff, daß alle Menschen hier unten so etwas wie Nahrung für das Herz waren. Nahrung – und Ersatzkörper und Nährboden gleichermaßen. Es war schrecklich. Sie glaubte, das Grauen nicht mehr aushalten zu können. Sie sah weg. Aber wenn sie nur die Geräusche hörte, war es noch schlimmer. Also sah sie wieder hin.

Das monströse Geschöpf brach vollends aus dem Boden. Es glänzte, als wäre es gelackt worden. Die Haut war runzlig und faltig. Die Augen standen offen und glühten in dunklem Feuer. Auch dieses Wesen war mit einem schleimabsondernden Faden verbunden. Weitere zitterten heran, als es aufrecht stand.

Meriams Verstand schaltete ab. Aber das Erlebnis hatte sich bereits in ihre Erinnerung eingebrannt. Sie hatte die Entstehung eines Höllen-Engels miterlebt.

***

Szzarg saß mit um den nackten Körper gelegten Lederschwingen auf dem höchsten Felsenturm der Klippen von Raven Cliff! Vornübergebeugt wie ein überdimensionaler Geier lauerte sie hier auf unerwünschte Besucher. Außer ihr taten das noch fünfundzwanzig ihrer Schwestern, die Kirgaal-Chan über die ganze Insel verteilt hatte. Die Sonnenstrahlen machten den Höllen-Engeln nichts aus. In ihren Körpern zirkulierte Zarangars Serum, das sie gegen Licht unempfindlich machte.

Szzarg war voller gespannter Wachsamkeit. Der Fürst hatte es befohlen. Sein Befehl war Gesetz. Sie hatte einen wichtigen Auftrag, denn dies hier war für die Höllen-Engel eine heilige Stätte. Hier, in dem tiefen Höllenschacht unter dem Haus der Sterblichen, war die siebte Brutstätte der Höllen-Engel eingerichtet worden. Das schwarze

Herz arbeitete bereits. Neue Schwestern wurden erschaffen, das große Heer der Geflügelten zu mehren. Hier Wache halten zu dürfen, war eine Ehre. Nur besonders verdienten Höllen-Engeln wurde sie zuteil.

Die scharfen Augen des Höllen-Engels erspähten die drei Menschen im nächsten Augenblick. Ein Ruck durchlief den hageren Frauenkörper. Die ledernen Schwingen breiteten sich aus. Drei Menschen… Sie waren mit einem kleinen Boot gekommen. Auf der Südseite waren sie gelandet. Dicht beim Haus. Sie mußten nur den Abhang hinter sich bringen …

Szzarg stieß sich ab, breitete die Schwingen aus. Noch immer starrte sie auf die Menschen hinunter, die sie noch nicht gesehen hatten. Sie jedoch sah sie nur zu gut. Jede Einzelheit ihrer Gesichter.

Zwei Männer. Eine Frau. Und diese Frau kannte sie. Jeder Höllen-Engel kannte sie.

Damona King!

Szzarg, der Höllen-Engel, gab mit einem langgezogenen Ultraschallschrei Alarm…

***

»Reingelegt!« zischte Mike an Damonas Ohr erleichtert.

Damona nickte, blickte sich kurz zu Ben und Mike um. »Alles klar?« Die beiden Männer nickten. »Gut, dann warten wir noch genau fünf Sekunden. Ab jetzt.«

Sie wandte sich wieder um, kniff die Augen zusammen und beobachtete, wie der Pulk Höllen-Engel sich zusammenballte, zu einer drohenden schwarzen Wolke am Himmel wurde. Eine Wolke, die aus unzähligen flatternden Individuen bestand. Und alle hatten nur ein Ziel – den Südstrand von Raven Cliff. Aus gutem Grund, denn dort waren drei Gestalten eben an Land gegangen…

Zwei Männer und eine Frau. Die beiden Männer sahen Ben und Mike zum Verwechseln ähnlich. Die Frau ihr selbst. Das würden auch die Höllen-Engel bemerkt haben. Was sie jedoch erst in ein paar Minuten bemerken würden, dann nämlich, wenn sie sich auf die drei stürzten, war, daß es lediglich weißmagische Trugbilder waren.

Fata Morganas!

Damona, Ben und Mike waren im Schutz eines Tarnzaubers schon vor einer halben Stunde an der Nordseite der Insel an Land gegangen, hatten sämtliche Wachtposten unbemerkt passiert und waren jetzt bereits an der Rückseite des Hauses der Cullbrights. Der Tarnzauber fiel. Damona brauchte ihre Kraft – und die des Hexenherzens, die ihr der Geist ihrer Mutter zufließen ließ – um die Trugbilder stabil zu halten.

»Jetzt!« flüsterte Mike. »Mach's gut!«

»Ihr auch!«

Ben und Mike stürmten zur Vorderseite des Hauses. Damona zählte in Gedanken mit. Vierzehn… fünfzehn … sechzehn … Dann war sie an der Reihe. Sie würde die Hintertür knacken. Durch die Fenster kam sie nicht, denn die waren vergittert. Ein Schuß ließ das Schloß zerplatzen. Damona stieß die Tür auf. Sie rammte gegen die Wand. Damona war bereits in Deckung gegangen. Kein Angriff.

Hechtrolle vorwärts. Ein Schatten. Damona feuerte aus dem Liegen heraus. Der Höllen-Engel, der sich hatte auf sie stürzen wollen, wurde voll erwischt.

Damona war bereits wieder auf den Füßen, rannte weiter. Von vorn kamen belfernde Schüsse. Mike und Ben. Zwei weitere Höllen-Engel eilten herbei. Sie starben. Ein Dreizack-Speer zischte an Damonas Ohr vorbei. Harmlos. Weiter.

In der kleinen Halle des Hauses trafen sie sich. Ben und Mike hatten sechs Höllen-Engel erledigt. Der Blitzangriff zeigte erste Erfolge.

Ihr Ziel jedoch war der Keller. Das Hexenherz wisperte Damona zu, daß dort Menschen in Gefahr waren.

Ben sicherte die Keller-Treppe. Von der Hauptstreitmacht der Höllen-Engel hatten sie momentan nichts zu befürchten, denn die war am Südstrand mit Pseudo-Angreifern beschäftigt…

Es knallte. Damona jagte die Stufen hinunter, sprang den Höllen-Engel an, der sich ihr entgegenstellen wollte. Das Wesen war tot, bevor es schreien konnte. Der Schacht. Weitere Angreifer ringsum. Gestank. Damona handelte reflexmäßig, rein instinktiv. Sie konnte es selbst kaum glauben, daß ihr dies möglich war. Ihr Denken war ausgeschaltet, etwas – oder jemand – koordinierte ihre Bewegungen, machte sie schneller als die eines jeden anderen Wesens. Drei, vier, fünf Höllen-Engel. Hochgereckte Arme, Schreie. Körper, die verfielen, sich auflösten. Die Silberkugeln fraßen die Leiber der Kreaturen auf.

»Beeilt euch!« brüllte Murray von oben herunter.

Damona und Mike räumten auf. Mike Hunter befreite die Gefangenen, schnitt die Nahrungsfäden durch, die sie mit dem riesigen pumpenden Herzen verband. Die Tentakel bewegten sich. Es knirschte in den durchsichtigen Wänden. Das Meerwasser dahinter brodelte, als würde es erhitzt werden.

Es ging um Sekunden. Damona und Mike waren den benommenen Menschen behilflich. Die Unglücklichen konnten kaum gehen.

Aber mit Damonas und Mikes Hilfe schafften sie den Weg an den Schachtwänden hinauf. Zwei Matrosen waren tot. Fünf Höllen-Engel waren neu erschaffen worden, hatten den Boden bereits durchbrochen, warteten darauf, von den Nahrungsfäden befreit zu werden. Dazu würde es nie mehr kommen. Damona feuerte, pumpte ein volles Magazin in die Alptraumgestalten hinein. Jetzt wußte sie, was die Große Mutter war. Welchen Zweck sie zu erfüllen hatte. Es

war wirklich eine Brutstätte des Bösen – das Geburtsnest der Höllen-Engel.

Die siebte Mutter existierte nicht mehr lange. Damona zündete zwei Brandbomben. Fünf Sekunden hatte sie jetzt Zeit. Das Knirschen wurde lauter. Dann brachen die Scheiben ein, die den Schachtboden zum Meer hin abgeschottet hatten. Damona ereichte den Kellerboden. Die Brandbomben explodierten und zerrissen das dämonische Riesenherz.

Einen Augenblick später brachen die Wassermassen sprudelnd und gischtend über die schleimigen Überreste herein…

***

Damit war das Kapitel siebte Große Mutter erledigt. Ein für allemal.

Das Höllennest war ausgeräuchert, das Herz vernichtet, letzte Säuberungsdienste übernahm das Salzwasser des Meeres, das den Schacht bis obenhin füllte, jedoch nicht über die Ufer schwappte.

Der Keller des Hauses lag hoch genug über dem Meeresspiegel.

Blieben die Höllen-Engel, die sich draußen aufhielten. Jetzt würde es sich zeigen, ob Damonas generalstabsmäßig geplantes Unternehmen auch in letzter Instanz ein Erfolg war.

Als ihr Ben ohne Waffe in der Hand entgegenwetzte, wußte sie Bescheid. Von draußen klang das Getöse von Hubschrauberrotoren.

Damona war wie der Blitz am Fenster. Im Tiefflug rauschten die Kampfhubschrauber der Army über Raven Cliff. Die Höllen-Engel flohen, denn die Besatzungen der Hubschrauber heizten ihnen im wahrsten Sinne des Wortes teuflisch ein: mit Flammenwerfern!

Siebeneinhalb Minuten später war die Insel von dämonischen Kreaturen gesäubert. Was nicht vernichtet worden war, war geflohen.

Damit war der Fall für Damona King erledigt. Sie ließ sich in einen Sessel fallen, streckte die Beine aus, genoß das aufgeregte Durcheinander der Geretteten. Später lernte sie die Leute noch dem Namen nach kennen: die Cullbrights, Meriam Adams, geborene Ford, die sich jedoch noch nicht an ihren neuen Namen gewöhnt hatte, Rick Adams, die Leute von der Silver Arrow. Der Kapitän gehörte zu den Opfern. Der Commander der Hubschrauber-Einsatzstaffel kam, um das Resultat zu überbringen. Damona hörte nur mit halbem Ohr zu.

Ben und Mike steckten irgendwo mitten im Trubel. Die Cullbrights servierten Bier und Plätzchen, etwas anderes hatten sie nicht mehr im Haus. Trotzdem wurde eine kleine Orgie daraus. Dann kamen die Sanitäter, die sich um die Verletzten kümmerten.

Damona lehnte sich zurück, dachte an das riesige Herz, die Große Mutter der Höllen-Engel. Eines hatten sie vernichtet aber sechs – mindestens – existierten noch, irgendwo auf der Welt. Sie würde sie aufspüren und ebenfalls vernichten.

Dieses Mal hatte Zarangar eine ganz empfindliche Schlappe wegzustecken.

Irgendwann kam Mike Hunter zu ihr, kaute mit vollen Backen, hielt eine Flasche Bier leger in der Rechten. Er machte trotzdem ein unglückliches Gesicht.

»Was ist denn?« fragte Damona und blinzelte. Sie war so träge, daß man sie nachher beim allgemeinen Aufbruch bestimmt in den Hubschrauber tragen mußte.

Mike machte: »Hmmm.«

»Sag schon.«

»Ich bin schwer verletzt«, lispelte er dann.

»Wo denn?«

»Hier!« Und damit kaute er den letzten Bissen, schluckte ihn würgend hinunter – und fletschte die Zähne. »Der schöne Schneidezahn!« empörte er sich.

Damona wieherte los. Mike sah aber auch wirklich ulkig aus. Ein Schneidezahn war halb abgebrochen, böse gesplittert.

»Da wird ein Besuch beim Zahnarzt fällig, mein Lieber!« meinte sie.

Er war beleidigt. »Eben. Eben und ich – ich hab' Angst vor diesen weißbekittelten Wesen!« Er schniefte, nahm einen Schluck Bier.

»Und bestimmt nicht nur, weil es in Deutschland diesen sogenannten Chopper-Fall gegeben hat. Du weißt schon, der Geist im Spuknapf…«

Der Verlust seines Schneidezahns war dann auch für die nächsten Stunden bis zum Aufbruch Hunters Hauptthema. Zahnärzte waren nun einmal seine Angstgegner.

ENDE